Fachgespräch »Hochmittelalterliche Keramik im Südosten Österreichs« am 27. März 2025 in St. Paul im Lavanttal, Kärnten

Astrid Steinegger

Vorwort

Am 27. März 2025 fand im Gasthaus Rabensteiner unweit der Burgruine Rabenstein im Lavanttal (Kärnten) das Fachgespräch »Hochmittelalterliche Keramik im Südosten Österreichs« statt.

Dieses 52. Fachgespräch der Abteilung für Archäologie des Bundesdenkmalamtes widmete sich einer nahezu inflationär verbreiteten, aber nicht in jeder Zeitstufe gleichermaßen gut erforschten Fundgattung – der Keramik. Nicht ohne Grund heißt es in der Einladung zur Veranstaltung: »Keramikfunde bieten in allen Epochen entscheidende Anhaltspunkte für die Datierung archäologischer Befundkomplexe und damit für denkmalfachliche Erkenntnisse. Dies gilt auch für das Mittelalter mit seiner – allerdings nur scheinbar guten – Überlieferung von Gründungsdaten wichtiger Bauwerke. Das Fachgespräch will herausfinden, inwieweit unser derzeitiger Kenntnisstand zur hochmittelalterlichen Keramik schlüssige Datierungen erlaubt. Ein besonderes Augenmerk wird auf der Frühzeit des 11. und auch noch 12. Jahrhunderts sowie auf Fundstellen aus Kärnten und der Steiermark liegen, ohne angrenzende Regionen und Jahrhunderte auszuklammern.«

Ziel des eintägigen Fachgesprächs war die Zusammenführung der bislang national nur verstreut vorhandenen Basisinformationen zur (früh)hochmittelalterlichen Keramik im Südosten Österreichs – ein Thema, welches unter Kolleginnen und Kollegen oft vorsichtig angerissen, aber bislang nie fokussiert auf einer breiteren Basis diskutiert worden ist. Dies ist nun gelungen – in Rabenstein fanden sich nicht nur Vortragende aus der Steiermark und Kärnten, sondern auch aus den angrenzenden Bundesländern sowie aus Slowenien ein, die komprimiert den aktuellen Wissensstand zu diesem Thema zusammenfassten. Dies führte zu regen Diskussionen unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, noch ›angeheizt‹ durch die Möglichkeit, in den Pausen Hypothesen an mitgebrachten Fundstücken unterschiedlicher Fundstellen zu überprüfen.

Schlussendlich ist noch zu danken: Den Vortragenden für ihre engagierten Beiträge, der großen Zahl an Teilnehmerinnen und Teilnehmern für ihr Interesse und dem Gasthaus Rabensteiner sowie dem Lavanttal für die atemberaubende Kulisse, vor der das Fachgespräch bei weitem Blick und angenehmen Frühlingstemperaturen stattfinden durfte (Abb. 1).

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Christoph Blesl, Bundesdenkmalamt.

Autorin

Mag.ª Dr.in Astrid Steinegger
Bundesdenkmalamt
Abteilung für Archäologie
Alter Platz 30
9020 Klagenfurt am Wörthersee



Abb. 1: Fachgespräch »Hochmittelalterliche Keramik im Südosten Österreichs« am 27. März 2025 in St. Paul im Lavanttal.

Johanna Kraschitzer

Burg und Bürgerhaus
Keramik des 12. und 13. Jahrhunderts aus Kärnten

Hochmittelalterliche Keramik von der Burg Rabenstein

Die Burg Rabenstein liegt auf einem felsigen Hügel am südlichen Ende des Lavanttales und gehört zur Marktgemeinde St. Paul im Lavanttal. Entsprechendes Fundmaterial belegt eine Nutzung des späteren Burgareals bereits in der Urgeschichte und der Spätantike. Das Kloster St. Paul im Lavanttal wurde 1091 gegründet, gleichzeitig dürfte auch mit der Errichtung der Burg begonnen worden sein. In der Folge war die Geschichte der Befestigungsanlage geprägt durch wechselnde Burgherren, ein letzter großer Ausbau zu einer Renaissancefestung fiel in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1629 kam die Burg Rabenstein an das Kloster St. Paul im Lavanttal, im April 1636 wurde sie durch einen Großbrand weitgehend zerstört und unbewohnbar. In der Folge verfiel der Bau, heute befindet sich das Burgareal in Privatbesitz.

Nach der Gründung des Kulturlandschaftsvereins Ruine Rabenstein wurde 1997 mit archäologisch begleiteten Sanierungsmaßnahmen begonnen. Von 1997 bis 1999 fanden Ausgrabungen auf der Burg statt, die – obwohl nur auf relativ kleine Flächen begrenzt – einiges an stratifiziertem Fundmaterial und wissenschaftlich belastbaren Befunden zur Baugeschichte der Burg erbrachten. Die Sanierungsarbeiten wurden 2001 abgeschlossen.

Ein nicht unerheblicher Teil des keramischen Fundmaterials von der Burg Rabenstein stammt aus dem Schutt, der im Zuge der Sanierungsarbeiten entfernt wurde, das Gros aber aus Ausgrabungen. Die Gefäßscherben sind sehr kleinteilig zerbrochen, Passscherben sind selten. Gerade bei der hochmittelalterlichen Keramik konnten keine vollständigen Gefäßprofile erzeugt werden, bei ihrer Bewertung muss man sich deshalb hauptsächlich auf Randformen beschränken. In seltenen Fällen ist noch die Gefäßschulter erhalten.

Die Menge an hochmittelalterlicher Keramik – aus dem Zeitraum von der zweiten Hälfte des 11. bis zur ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts – von der Burg Rabenstein ist überschaubar, nur 37 Randfragmente konnten diesem Zeitraum zugeordnet werden. Ihnen ist ein freier Aufbau gemein, sie wurden ohne Verwendung einer schnell drehenden Töpferscheibe aus Tonwülsten oder -platten mit der Hand geformt. Bis auf sieben Ausnahmen wurden die so hergestellten Gefäße aus dem Rabensteiner Fundmaterial in einem weiteren Arbeitsschritt auf einer drehbaren Unterlage zumindest im Randbereich nachgeformt. Die Verwendung der schnell drehenden Töpferscheibe mit der Möglichkeit des »Hochdrehens« eines Gefäßes ist am Rabensteiner Fundmaterial erst ab etwa der Mitte des 13. Jahrhunderts nachweisbar.

Die Magerung beschränkt sich auf einen meist deutlichen Zuschlag von (Quarz-)Sand zum Rohton, selten erscheinen Karbonatpartikel, deren Zuführung aber aufgrund der geringen Menge nicht als intentionell zu werten ist. Grafitmagerung konnte in keinem einzigen Fall nachgewiesen werden. Die Brandführung war meist wechselhaft mit einer Tendenz zum Reduktionsbrand, die Scherben erscheinen demnach braun über graubraun bis dunkelgrau. Die Randformen der zweiten Hälfte des 11. und des frühen 12. Jahrhunderts beschränken sich auf von der Gefäßwand abgesetzte, ausladende, nicht bis leicht verstärkte Ränder (Abb. 2/1–5). Der Randabschluss ist gerundet, häufiger aber gerade abgestrichen. Randformen des entwickelten 12. bis mittleren 13. Jahrhunderts sind durchgehend aufwändiger gestaltet. Sie sind deutlich nach außen verstärkt – mit einem annähernd dreieckigen Querschnitt – oder auch an der Randinnenseite gekehlt (Abb. 2/6–10).

Dekore an der Außenseite der Gefäße – für gewöhnlich an der Schulter und/oder im Bauchbereich angebracht – konnten aufgrund der starken Fragmentierung der Gefäße nur in wenigen Fällen erfasst werden. Anzuführen sind hier eine horizontale Kerbreihe (Abb. 2/2) und eine Wellenlinie (Abb. 2/1), beide jeweils auf der Gefäßschulter.

An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass sich die Abgrenzung der hochmittelalterlichen Keramik von jener der Spätantike im Fundmaterial der Burg Rabenstein als relativ schwierig erwiesen hat. Spätantike Keramik zeigt oft sehr ähnliche Randformen und eine vergleichbare Herstellungstechnik. Dass es sich zu einem großen Teil um recht kleine Fragmente handelt, hat die Bestimmung zusätzlich erschwert. Ausschlaggebend bei der Unterscheidung waren im Endeffekt herstellungstechnische Details und die Bevorzugung einer Magerung mit groben Quarzpartikeln sowie der vermehrte Zuschlag von Karbonat im spätantiken Material.

Hochmittelalterliche Keramik aus Friesach

Das 1215 zur Stadt erhobene Friesach, dessen Geschichte sich urkundlich bis ins 9. Jahrhundert n. Chr. zurückverfolgen lässt, liegt 20 km nördlich von St. Veit an der Glan im Metnitztal, knapp an der Grenze zur Steiermark. Die Entfernung zur Burg Rabenstein beträgt etwa 46 km Luftlinie.

Das Haus Fürstenhofgasse Nr. 10 war in den Jahren 2014 bis 2017 Gegenstand archäologischer Untersuchungen. Es liegt in der Nordostecke der mittelalterlichen Stadtbefestigung von Friesach, wahrscheinlich in unmittelbarer Nähe der 860 erstmals genannten Curtis *»ad friesah«*. Unterstützt durch archäologische Befunde stellt die Bauforschung die frühesten fassbaren Mauern in die Spätromanik, mit Erweiterungen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, dem frühen 14. und dem 16. Jahrhundert. Archäologische Grabungen im Hof des Anwesens erbrachten keramisches Fundmaterial aus der Frühzeit des Gebäudes. Stratigrafisch unter einem Brunnen des 16. Jahrhunderts lag eine brandige Planierungsschicht, die neben einer größeren Menge an Keramik des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts (Abb. 2/11–21) auch einige spätmittelalterliche Fragmente enthielt. Eine darunterliegende Planierung erbrachte nur ein hochmittelalterliches Stück (Abb. 2/22) und drei spätmittelalterliche Wandfragmente. Offenbar handelte es sich also um verlagertes und durchmischtes Material. Das zeigt sich auch in der recht starken Fragmentierung und den wenigen Passscherben innerhalb der Fundeinheiten.

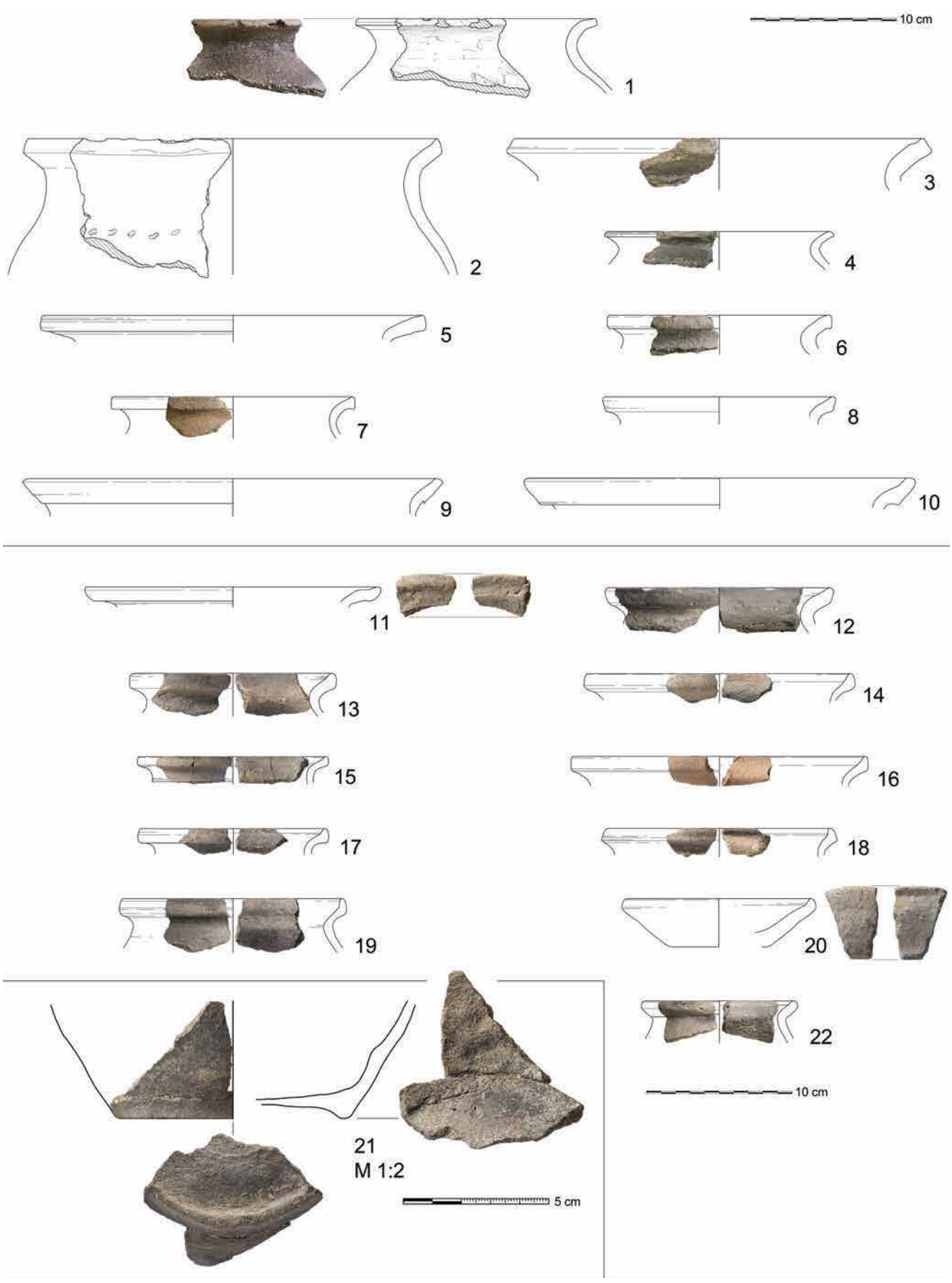


Abb. 2: Ausgewählte hochmittelalterliche Keramik von der Burg Rabenstein (1–10) und aus Friesach (11–22). 21 im Maßstab 1 : 2, sonst 1 . 4.

Die Fertigungstechnik der Friesacher Keramik unterscheidet sich nicht von jener der Burg Rabenstein: Auch hier wurden handaufgebaute Gefäße auf einer drehbaren Unterlage mindestens im Randbereich noch einmal nachbearbeitet. Die Magerung erfolgte mit einem Zuschlag von quarzhaltigem Sand, die Korngröße überschreitet selten 1 mm. Grafitgemagerte Keramik liegt nicht vor. Die Brandführung ist überwiegend als wechselhaft zu bezeichnen, in zumindest einem Fall scheint eine rein oxidierende Brandführung (Abb. 2/16) vorzuliegen.

Die Randformen der hochmittelalterlichen Keramik aus Friesach unterscheiden sich deutlich von jenen aus der Burg Rabenstein. Zwar liegen vereinzelt nicht verstärkte Ränder (Abb. 2/22) oder auch leicht verstärkte und an der Randinnenseite schwach gekehlte Leistenränder vor (Abb. 2/11–13), deutlich öfter erscheinen aber von der Gefäßwand abgesetzte, stark nach innen beziehungsweise oben verstärkte (»ausgezipfelte«) Randformen, die fast als aufgestellter Rand bezeichnet werden können (Abb. 2/14–19). Derartige Ränder sind von der Burg Rabenstein nicht bekannt. Ein weiterer Unterschied ist das vergleichsweise kleine Format der Gefäße: Der größte bisher bei den Friesacher Töpfen festgestellte Randdurchmesser beträgt 20 cm, das Standardmaß liegt aber zwischen 13 cm und 18 cm. Im Rabensteiner Material sind für Töpfe hingegen mehrmals große Durchmesser bis 28 cm belegt. In puncto Datierung sind die beiden Fundkomplexe aus Burg und Bürgerhaus aber wieder deckungsgleich. Einige Randformen aus Friesach könnten noch dem ausgehenden 11. Jahrhundert zugerechnet werden (Abb. 2/12, 13, 18, 22), sind aber eigentlich im 12. Jahrhundert besser aufgehoben. Bei dem Rest (Abb. 2/11, 14–17, 19) handelt es sich um typische Vertreter des 12. Jahrhunderts, mit einer leichten Tendenz zum Anfang des 13. Jahrhunderts.

Zusätzlich zu den Randfragmenten von Töpfen gibt es im Fundmaterial aus Friesach eine nachlässig langsam gedrehte Lampenschale, die wohl auch dem 12. oder frühen 13. Jahrhundert zuzurechnen ist (Abb. 2/20). Zu guter Letzt – und nur wegen seiner seltenen Bodenform und der deutlich sichtbaren Herstellungsspuren – soll noch das Bodenfragment eines Topfes aus Friesach vorgestellt werden (Abb. 2/21). Formal handelt es sich um einen sehr niedrigen, aus der Masse geformten Standring. Als erhabener Grat hat sich ein auf der drehbaren Unterlage eingeschnittener Kreis auf die Unterseite des Bodens übertragen, wahrscheinlich Teil einer Bodenmarke, vielleicht aber auch Spuren einer Zentrierhilfe. Die Außenseite ist eindeutig langsam gedreht, die Spuren des Handaufbaus und damit alle Unebenheiten wurden sorgfältig beseitigt. Ganz anders sieht es auf der Innenseite aus: Hier wurde kein Wert auf eine Beseitigung der tiefen Fingerdruckmulden gelegt, auch eine Falte am Übergang vom Boden zur Wandung wurde nicht verstrichen. Dieses Bodenfragment kann ins 12. oder frühe 13. Jahrhundert datiert werden.

Literatur

Martin Bertha, *Zur Urgeschichte auf der Burgruine Rabenstein bei St. Paul im Lavanttal.* In: Astrid Steinegger (Hrsg.), *Burg Rabenstein bei St. Paul im Lavanttal. Ergebnisse der Ausgrabungen 1997 bis 2001*, Aus Forschung und Kunst 52, Klagenfurt 2025, 15–25.

Ingeborg Gaisbauer, Christoph Gutjahr, Hajnalka Herold, Nikolaus Hofer (Red.), Elfriede Hannelore Huber, Alice Kaltenberger, Johanna Kraschitzer, Karin Kühtreiber, Manfred Lehner, Gabriele Scharrer-Liška, Harald Stadler und Kinga Tarcsay, *Handbuch zur Terminologie der mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik in Österreich*, Fundberichte aus Österreich. Materialhefte A. Sonderheft 12^2, Wien 2022.

Renate Jernej, *Geschichte und Befunde der Burg Rabenstein.* In: Astrid Steinegger (Hrsg.), *Burg Rabenstein bei St. Paul im Lavanttal. Ergebnisse der Ausgrabungen 1997 bis 2001*, Aus Forschung und Kunst 52, Klagenfurt 2025,47–108.

Johanna Kraschitzer, *Das keramische Fundmaterial von der Burg Rabenstein.* In: Astrid Steinegger (Hrsg.), *Burg Rabenstein bei St. Paul im Lavanttal. Ergebnisse der Ausgrabungen 1997 bis 2001*, Aus Forschung und Kunst 52, Klagenfurt 2025, 109–137.

Jürgen Moravi, *Die 800jährige Baugeschichte eines Friesacher Bürgerhauses. Eine bauhistorische Betrachtung.* In: Johannes Grabmayer (Hrsg.), *800 Jahre Friesach*, Schriftenreihe der Akademie Friesach Neue Folge 5, Klagenfurt 2015, 311–326.

Jürgen Moravi, *Bauhistorische Untersuchung, die Richtlinien und ihr Umgang in der denkmalfachlichen Praxis am Beispiel Kärnten*, Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 72/1, 2018, 17–21.

Astrid Steinegger, *Archäologische Untersuchungen im Areal des Grundstücks Fürstenhofgasse 10 in Friesach*, Fundberichte aus Österreich 55, 2016, D1020–D1061.

Astrid Steinegger, *Archäologische Untersuchungen im Areal des Grundstücks Fürstenhofgasse 10 in Friesach*, Fundberichte aus Österreich 56, 2017, D687–D725.

Astrid Steinegger, *Römerzeitliches und spätantikes Fundmaterial von der Burgruine Rabenstein.* In: Dieselbe (Hrsg.), *Burg Rabenstein bei St. Paul im Lavanttal. Ergebnisse der Ausgrabungen 1997 bis 2001*, Aus Forschung und Kunst 52, Klagenfurt 2025,26–46.

Claus Vetterling, *Friesach. Fürstenhofgasse 10. Archäologische Untersuchungen 2014 und 2015*, Fundberichte aus Österreich 54, 2015, D877–D891.

Abbildungsnachweis

Abb. 2: Johanna Kraschitzer.

Autorin

Mag.ª Dr.in Johanna Kraschitzer
Universalmuseum Joanneum
Abteilung Archäologie & Münzkabinett
Eggenberger Allee 90
8020 Graz

Levente Horváth

Überlegungen zur Datierung von Keramik am Übergang vom Früh- zum Hochmittelalter in der Steiermark

Der Übergang vom Früh- zum Hochmittelalter im 11. Jahrhundert galt in der archäologischen Erforschung des österreichischen Ostalpenraums (und damit auch in der Steiermark) lange Zeit als ein ›Dark Age‹. Insbesondere die Menge an publizierter Keramik des 11. Jahrhunderts war lange Zeit äußerst überschaubar. Der Mangel an archäologischen Publikationen zum 11. Jahrhundert in Ostösterreich war einerseits durch eine anfänglich geringe Menge an entsprechenden Fundkomplexen bedingt, anderseits dürfte auch der nach Epochen gegliederte Forschungsfokus eine Rolle gespielt haben: Während für Fragestellungen zum Frühmittelalter das 11. Jahrhundert bereits am Ende des Betrachtungszeitraumes steht, setzen Forschungen zum Hochmittelalter meist frühestens im ausgehenden 11. Jahrhundert an. Somit wurde das 11. Jahrhundert als ›Niemandsland‹ von der Forschung zunächst etwas vernachlässigt. Diese Forschungslücke wurde in Überblickspublikationen zur mittelalterlichen Keramik in Ostösterreich Anfang der 2000er-Jahre wiederholt angesprochen.

Durch Grabungen und daraus folgende Publikationen wurde in den letzten Jahrzehnten die Quellengrundlage zur mittelalterlichen Keramik auch in der Steiermark enorm erweitert. Dies führte auch zu einer deutlichen Vermehrung der publizierten Gefäßkeramik aus dem 11. Jahrhundert. Zudem lässt sich insbesondere in den vergangenen Jahren ein verstärkter Forschungsfokus auf das 11. Jahrhundert fassen. Dabei geht es unter anderem auch um die Datierung der frühesten Phasen von Burgen und teilweise auch von frühen Marktsiedlungen, die sich in weiterer Folge zu Städten entwickelt haben. Damit verbunden sind auch übergeordnete Fragen zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte der Steiermark: Die ältere Forschung ging von einer enormen Beschleunigung der Siedlungsdynamik ab dem 12. Jahrhundert aus. Vor allem das Jahr 1122 wurde in der steirischen Forschung als bedeutsame Zäsur wiederholt betont (Erweiterung der Besitzungen der Traungauer durch das Erbe der Eppensteiner und Ende des Investiturstreits mit dem Wormser Konkordat; diese Ereignisse sollen einen verstärkten Landesausbau ermöglicht haben). Die Zunahme an publizierten Siedlungsstellen des 11. Jahrhunderts lässt nun aber die Frage aufkommen, ob die Siedlungsdynamik des 11. Jahrhunderts bisher unterschätzt und jene des 12. Jahrhunderts im Vergleich dazu etwas überbetont wurde.

Da die zeitliche Einordnung archäologisch erfasster Siedlungsbefunde zum Teil oder auch ausschließlich auf der Datierung von Gefäßkeramik beruht, ist eine gründliche quellenkritische Diskussion der Keramikchronologie wesentlich. Die aktuelle archäologische Quellenbasis zur Keramik des 11. Jahrhunderts bietet in der Steiermark hierzu günstige Voraussetzungen. Einerseits ist der Publikationsstand bei weitem nicht mehr so spärlich wie noch vor 20 Jahren, anderseits ist die Menge an Publikationen trotzdem noch überschaubar, womit sich die bisherigen Forschungen noch leicht nachvollziehen lassen.

Bei einer quellenkritischen Analyse der Publikationen mit in das 11. Jahrhundert datierter Keramik stellt sich in erster Linie die Frage, worauf die jeweilige Datierung beruht. Hierbei soll für publizierte Fundkomplexe eine Klassifizierung angewandt werden, die aufzeigen soll, wie belastbar der betreffende Datierungsansatz ist:

- Datierungsklasse A: Ein stratifizierter Fundkomplex mit einem gut abgesicherten Terminus ad quem oder einem zeitnahen Terminus post quem beziehungsweise Terminus ante quem.
- Datierungsklasse B: Ein stratifizierter Fundkomplex, der sich mit absolutchronologischen Daten verknüpfen lässt (vergesellschaftete Münzen, ^{14}C-Proben etc.); die zeitliche Nähe der absolutchronologischen Daten zum restlichen Fundmaterial ist wahrscheinlich, aber nicht sicher.
- Datierungsklasse C: Ein stratifizierter Fundkomplex, bei dem der Zusammenhang mit absolutchronologischen Daten (vergesellschaftete Münzen, ^{14}C-Proben etc.) fraglich oder der daraus resultierende Datierungsrahmen eher großzügig ist.
- Datierungsklasse D1: Ein stratifizierter Fundkomplex, bei dem die Datierung im Wesentlichen ausschließlich auf dem Vergleich mit bereits publiziertem Fundmaterial anderer Fundstellen basiert.
- Datierungsklasse D2: Ein Fundkomplex, der keinem stratifizierten Befund zugeordnet werden kann; die Datierung basiert im Wesentlichen ausschließlich auf dem Vergleich mit bereits publiziertem Fundmaterial anderer Fundstellen.
- Datierungsklasse E: Der Fundkomplex kann, muss aber nicht stratifiziert sein, die publizierte Datierung basiert ausschließlich auf Erfahrungswerten der Bearbeiterin oder des Bearbeiters.

Fundkomplexe der Datierungsklassen A und B bilden im Idealfall die Grundlage für das chronologische Gerüst einer Region, Fundkomplexe der Datierungsklasse C können als zusätzliche Stütze dienen. Mit Fundkomplexen der Datierungsklasse D lässt sich eine bestehende Keramikchronologie überprüfen und um weitere Einzelbeispiele erweitern, diese Fundkomplexe eignen sich aber weniger als Grundlage. Fundkomplexe der Datierungsklasse E stellen Ergebnisse von Vorberichten dar, wobei das Potenzial eines Fundkomplexes noch nicht vollständig ausgeschöpft wurde. Abhängig von der Erfahrung der Bearbeiterin oder des Bearbeiters kann die Datierung des Fundkomplexes dabei durchaus gut fundiert sein. Ohne die Angabe von Argumenten zur Datierung ist diese aber insbesondere für nachfolgende Forschungen nicht unbedingt nachvollziehbar und eignet sich daher auch nicht als Grundlage eines chronologischen Gerüstes. Bei diesen Datierungsklassen muss betont werden, dass die Grenzen zwischen ihnen durchaus fließend sein können. Die Zuordnung eines Fundkomplexes zu einer Datierungsklasse unterliegt auch der subjektiven Einschätzung und Gewichtung von Argumenten. Die scheinbar klare Zuordnung eines Fundkomplexes zu einer Datierungsklasse soll somit nicht darüber hinwegtäuschen, dass im Hintergrund oft eine wesentlich komplexere Analyse einer publizierten Datierung steht. Dennoch soll die Zuordnung zu den Datierungsklassen dabei helfen, einen

Überblick zu den bestehenden Grundlagen bei einer Keramikchronologie des 11. Jahrhunderts in der Steiermark zu bieten.

In die Auswertung wurden 14 steirische Fundstellen mit publizierter Keramik des 11. Jahrhunderts einbezogen (Tab. 1; es sei an dieser Stelle erwähnt, dass aus der Literatur noch sechs weitere Fundstellen mit Keramik des 11. Jahrhunderts bekannt sind, bei denen die Funde aber zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Beitrags noch nicht publiziert waren). Nach der Einschätzung des Verfassers lässt sich keine der bisher publizierten steirischen Fundstellen der Datierungsklasse A zuordnen. Die besten Voraussetzungen bieten eine Abfallgrube aus Enzelsdorf (Bezirk Graz Umgebung) und die unterste Verfüllung einer nicht fertiggestellten Zisterne in der Burg Eppenstein (Bezirk Murtal). Für beide Fundkomplexe liegen ^{14}C-Proben vor, wobei es in beiden Fällen recht wahrscheinlich ist, dass das beprobte Material eine zeitliche Nähe zur Schichtablagerung und der darin enthaltenen Keramik hat.

Fundstelle	Datierungsklasse	Anmerkung
Enzelsdorf (Abfallgrube)	B	Abfallgrube 10./frühes 11. Jahrhundert, ^{14}C-Probe (900–1030)
Burg Eppenstein, Zisterne in der »Ringburg«	B	Älteste Verfüllungsschicht der Zisterne, ^{14}C-Probe (980–1034), Vergesellschaftung mit ins 11. Jahrhundert datierten Metallfunden
Graz, Hauptplatz, Phase 1	B oder C	Komplexe Befundsituation der ältesten Phase mit mehreren Grubenbefunden, Störungen durch spätere Bodeneingriffe, ^{14}C-Probe (950–1050/1100–1140) aus anstehendem Schwemmsand, lange Laufzeit der Phase 1
Kaiserberg bei Lannach (»Grabenrest«)	B oder C	Bei Bauarbeiten angeschnittener »Grabenrest«, nur ein »noch frühmittelalterlich wirkendes« Gefäß, ^{14}C-Probe (1000–1040)
Graz, Palais Khuenburg, SE 55	D1	Fundkomplex aus stratigrafisch ältester Planierungsschicht, Areal in Schriftquellen ab 1164 fassbar, umgelagerte Funde auch in jüngeren Schichten
Graz, Reinerhof	D1	Funde in jüngere Schichten umgelagert, Areal in Schriftquellen ab 1164 fassbar
Graz, Schlossbergplatz	D1	Funde nach Roscher 1997 in jüngere Schichten umgelagert, SE 19 bei Stadtmauer aber vielleicht doch 11. Jahrhundert, Bereich nördlich außerhalb der im 13. Jahrhundert errichteten Stadtmauer
Graz, Schlossberg	D2	Streufunde, Burg ab 12. Jahrhundert nachweisbar, Nutzung ab Frühmittelalter wahrscheinlich
Burgstall bei Pürgg	D1 und D2	Teils Streufunde, teils stratifiziert, ^{14}C-Probe (770–1030) aus einer Schuttschicht/Waldhumus, Zusammenhang mit 1160 genannter Markgrafenpfalz Grauscharn diskutiert, aber nicht belegt
Ulrichsberg bei Deutschlandsberg	D1	Bau- und nutzungszeitliche Schichten verloren, Funde des 11. Jahrhunderts in jüngere Planierungsschichten verlagert, mehrere ^{14}C-Proben (10. bis 13. Jahrhundert)
Kirchberg bei Deutschfeistritz	D2	Unstratifizierte Funde einer »Altgrabung«, Fundkomplex datiert insgesamt vom 8./9. bis in das 11. Jahrhundert
Primaresburg am Franziskanerkogel bei Maria Lankowitz	D1, D2 und E	Funde teils aus »Altgrabungen« (unstratifiziert), teils aus jüngeren Grabungen (stratifiziert, aber in jüngere Planierungsschichten verlagert), teils Streufunde, Nennung der Primaresburg in 1060er-Jahren
Kuruzzenkogel bei Fehring	D2	Bisher nur Streufunde, Metallfunde des 11. bis 13. Jahrhunderts, keine bekannten Schriftquellen zur Burg
Wildon, Schlossberg	E	Eine Burg des 11. Jahrhunderts schriftlich bezeugt, bisher nur unstratifiziertes Fundmaterial publiziert

Tab. 1: Datierungsklassen der vorgestellten Fundkomplexe mit einer Datierung zwischen dem späten 10. und dem frühen 12. Jahrhundert.

Bei der Grube aus Enzelsdorf lag das Ergebnis der ^{14}C-Probe zwischen 900 und 1030 n. Chr. (in der Publikation ohne Angabe, ob es sich um das 1-Sigma- oder 2-Sigma-Ergebnis handelt). Demnach dürfte die Ablagerung frühestens um 900 erfolgt sein, aber auch eine Datierung ins frühe 11. Jahrhundert wäre möglich. So ging auch Christoph Gutjahr bei der Datierung des Fundmaterials (ergänzt durch Vergleiche anderer Fundstellen) von einer Datierung ins 10. bis frühe 11. Jahrhundert aus. Mit dem Fundkomplex aus Enzelsdorf lässt sich somit der Beginn einer Keramikchronologie des 11. Jahrhunderts inklusive des Fundspektrums des 10. Jahrhunderts fassen.

Die ^{14}C-Probe der untersten Verfüllung einer Zisterne auf der Burg Eppenstein erbrachte einen 2-Sigma-Wert von 980 bis 1034 (95,4 %; 1-Sigma-Wert 995–1023, 68,2 %). Dies spricht für eine Schichtablagerung vom ausgehenden 10. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts. Die Wahrscheinlichkeit für einen gut abgesicherten Fundkomplex des frühen 11. Jahrhunderts ist somit recht hoch. Allerdings kann aufgrund des Fundkontexts und der ^{14}C-Probe eine Datierung der Keramik ins späte 10. Jahrhundert nicht ausgeschlossen werden.

Einen wichtigen Fundkomplex lieferte auch die früheste Siedlungsphase des Grazer Hauptplatzes. Aus dem Schwemmsand, in den die frühesten Gruben eingetieft wurden, liegt eine ^{14}C-Probe vor, deren kalibriertes 2-Sigma-Ergebnis ein Intercept zwischen 950 und 1050 und eines zwischen 1100 und 1140 aufweist (das 1-Sigma-Ergebnis mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit liegt zwischen 1000 und 1030). Auch aufgrund von Überlegungen zur Stadtgeschichte ist eine Datierung dieser Siedlungsphase vom späten 10. bis ins ausgehende 11./beginnende 12. Jahrhundert wahrscheinlich. Da sich das Ergebnis der ^{14}C-Probe durch die historischen Überlegungen stützen lässt, könnte man eine Zuordnung des Fundkomplexes zur Datierungsklasse B diskutieren. Aufgrund der großen zeitlichen Spanne der ^{14}C-Probe und

mangels wirklich handfester Argumente ist eine Zuordnung zur Datierungsklasse C aber passender. Zudem liegt eine komplexe Befundsituation mit vielen Grubenbefunden vor, die teilweise durch jüngere Bodeneingriffe gestört wurden. Aufgrund der Menge des größtenteils noch unpublizierten Fundbestands steckt in dem stratifizierten Fundmaterial vom Grazer Hauptplatz noch weiterhin enormes Potenzial für eine Keramikchronologie des 11. Jahrhunderts. An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, dass die erste chronologische Einschätzung der Funde durch Manfred Lehner in Rücksprache mit Christoph Gutjahr aufgrund von Erfahrungswerten ohne Berücksichtigung des Fundkontexts erfolgte. Rückblickend ist die Einschätzung der Datierung aus heutiger Sicht aber nach wie vor weitgehend gültig; bei einigen Keramikfragmenten ließe sich aufgrund von Vergleichen aus benachbarten Regionen auch eine frühere Datierung ins 10. Jahrhundert diskutieren.

Hervorgehoben sei noch ein bei Bauarbeiten nur teilweise erfasster Graben beim Kaiserberg in Lannach (Bezirk Deutschlandsberg), aus dessen Verfüllung ein »frühmittelalterlich wirkendes« Gefäß geborgen wurde. Das Ergebnis der ^{14}C-Probe liegt zwischen 1000 und 1040 (keine Angabe, ob es sich um das 1-Sigma- oder 2-Sigma-Ergebnis handelt). Da hier unklar ist, ob das beprobte Material tatsächlich in zeitlicher Nähe zur Verfüllung des Grabens beziehungsweise zum Gefäß stand, lässt sich dieser Fundkomplex nur der Datierungsklasse C zuordnen.

Die übrigen steirischen Fundstellen mit publizierter Keramik des 11. Jahrhunderts lassen sich den Datierungsklassen D und E zuordnen. Aus diesen Fundstellen stammen teilweise auch unstratifizierte oder in jüngere Schichten verlagerte Funde, die sich mit Funden aus den zuvor genannten Fundstellen vergleichen lassen. Dies würde eine Datierung ins späte 10./frühe 11. Jahrhundert ermöglichen, allerdings wurden diese Funde insbesondere in älteren Forschungsarbeiten öfters entweder dezidiert ins 11./12. Jahrhundert datiert oder pauschal Fundhorizonten des 12. Jahrhunderts zugeordnet. Dies legt eine gewisse Vorsicht beziehungsweise Spättendenz bei früheren Datierungsvorschlägen nahe, die im Licht der zuvor skizzierten Fundstellen hinterfragt werden kann.

Aus dem Fundmaterial der Komplexe, die sich den Datierungsklassen B und C zuordnen lassen und somit die beste Grundlage zum Aufbau eines chronologischen Gerüsts bieten, lassen sich folgende Merkmale für Gefäßkeramik des 11. Jahrhunderts erarbeiten: Zunächst ist auffällig, dass das keramische Formenspektrum dieser Fundstellen fast ausschließlich aus Töpfen besteht (im Fundmaterial der ältesten Siedlungsphase am Grazer Hauptplatz finden sich vereinzelt Fragmente, die vielleicht von Schüsseln stammen; im Einzelfall kann aber auch nicht ausgeschlossen werden, dass es sich um infiltrierte Funde jüngerer Phasen handelt). Die Gefäßkörper weisen tendenziell einen ellipsoiden Querschnitt auf, wobei der größte Durchmesser entweder in der Schulter- oder in der Bauchzone des Gefäßes liegt. Bei den Randformen zeigt sich eine im Detail hohe Formenvielfalt, doch kristallisieren sich einige Gruppen mit gewissen Tendenzen heraus (Abb. 3). Häufig sind einfache, steil bis flach ausladende, nicht bis kaum verstärkte Ränder. Vor allem diese Gruppe weist eine Nähe zum Formenspektrum frühmittelalterlicher Gefäße auf. Ein Charakteristikum des 11. Jahrhunderts gegenüber älteren frühmittelalterlichen Randformen könnte die Zunahme an diversen Formen von verstärkten Rändern sein, die auch einen deutlichen ›Gestaltungswillen‹ aufweisen (wobei sich hierfür auch ältere, frühmittelalterliche Beispiele finden). Die Randleiste kann gerade abgestrichen, leicht konkav eingezogen oder konvex gewölbt sein, üblicherweise ist die Leiste aber meist leicht nach innen geneigt. Einige Ränder weisen bei der Randleiste auch eine leichte Unterschneidung oder eine Einkehlung auf der Innenseite auf.

Gegenüber älteren frühmittelalterlichen Gefäßen scheint im 11. Jahrhundert die Häufigkeit und auch die Menge an Verzierungen auf einzelnen Gefäßen zurückzugehen. Die Dekore zeigen sich am häufigsten auf der Schulter- und Bauchzone der Gefäße, können aber auch am Halseinzug oder an der Innenseite der Mündung auftreten. Dabei finden sich kaum Verzierungsformen, die sich speziell auf das 11. Jahrhundert eingrenzen lassen. Einerseits sind die seit der Spätantike beziehungsweise dem Frühmittelalter üblichen Wellenbänder festzustellen, andererseits auch horizontal umlaufende Riefen, die auch im späteren Hochmittelalter auf Gefäßen auftreten. Wellenlinien sind ebenfalls ab dem Frühmittelalter weit verbreitet, finden sich aber auch noch auf hochmittelalterlichen Gefäßen. Allerdings lässt sich eine Verzierungsform fassen, die doch eher für Gefäße des ausgehenden Frühmittelalters und beginnenden Hochmittelalters charakteristisch zu sein scheint: Hierzu zählen Rollstempel- oder Kerbreihen (bei einigen Fragmenten ist unklar, ob das Muster mit einem Rollstempel oder einem anderen Werkzeug aufgebracht wurde). Im Unterschied zu spätmittelalterlichen Rollstempeldekoren weisen die Kerben oft eine leicht unregelmäßige Form auf und auch die Reihen verlaufen öfters leicht unregelmäßig und nicht streng horizontal um das Gefäß. Die Kerbreihen können einzeln, in größeren Abständen oder auch in dichten Bändern auftreten.

Die Gefäßkörper sind meist ohne Drehhilfe aufgebaut, können aber nachgedreht sein, die Ränder sind in der Regel sorgfältig nachgedreht. Die Brandführung lässt sich grundsätzlich zwar oft als wechselhaft ansprechen, allerdings ist aufgrund der eher gräulichen Farbe der Scherben häufig eine deutlich reduzierende Tendenz festzustellen. Bei der Magerung sind regionale Unterschiede auch innerhalb der Steiermark zu erwarten, allerdings ist hier eine Detailauswertung nur anhand von unterschiedlich gestalteten Katalogeinträgen aus Publikationen schwierig (zudem wäre auch eine größere Materialbasis für die Erarbeitung von Keramikregionen wünschenswert). Grundsätzlich scheint in der Steiermark ab dem ausgehenden Frühmittelalter eine Quarz-/Feldspatmagerung zu überwiegen, öfters ist bei Katalogeinträgen auch nur von einer »Steinchenmagerung« ohne mineralogische Ansprache die Rede. Auffallend ist, dass im ausgehenden Frühmittelalter die zuvor noch häufiger auftretende Karbonatmagerung zurückgeht. Bei einzelnen Fundstellen tritt aber bis ins 11. Jahrhundert auch Keramik mit Karbonatmagerung auf. Zudem finden sich in manchen Fundkomplexen, die frühestens ins ausgehende 10./11. Jahrhundert datiert werden, auch Keramikfragmente mit Grafitmagerung, die zuvor im Frühmittelalter in der Steiermark bisher nicht nachweisbar ist.

Bei den skizzierten Merkmalen gilt aber die Einschränkung, dass diese überwiegend auf Beispielen basieren, die sich spätestens ins frühe 11., teilweise auch noch ins 10. Jahrhundert datieren lassen. Fundkomplexe, die sich aufgrund des Fundkontexts in das fortgeschrittene 11./beginnende 12. Jahrhundert datieren ließen, fehlen in der Steiermark bisher. Im Einzelfall ist es daher oft nach wie vor schwierig, Gefäßfragmente auf der einen Seite vom 10. und auf der anderen Seite vom 12. Jahrhundert abzugrenzen. Bei

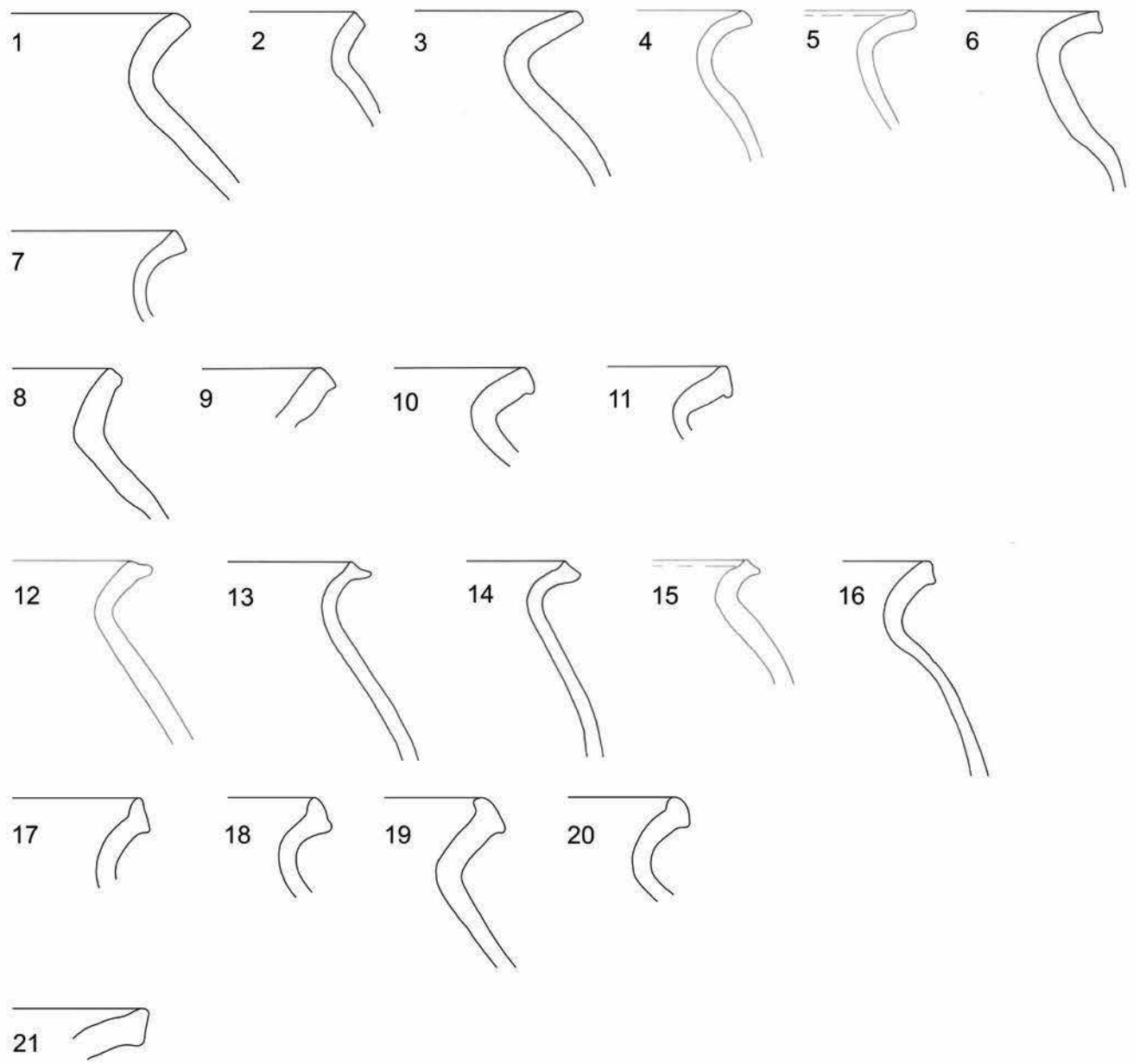


Abb. 3: Auswahl charakteristischer Randformen aus Enzelsdorf (Abfallgrube 10./11. Jahrhundert), der untersten Verfüllung in der Zisterne auf der Burg Eppenstein und vom Grazer Hauptplatz (früheste Siedlungsphase).

mehreren Merkmalen ist ohnehin auch damit zu rechnen, dass sie sich nicht auf den – vergleichsweise kurzen – Zeitraum eines Jahrhunderts begrenzen lassen, sondern eine längere Laufzeit aufweisen. Trotz all dieser Einschränkungen liegen in der Steiermark bereits einige Fundkomplexe vor, die brauchbare Ankerpunkte für eine Keramikchronologie am Übergang vom Früh- zum Hochmittelalter bieten. Somit ist das 11. Jahrhundert in der Steiermark bei weitem nicht mehr so ein unerforschtes ›Niemandsland‹ wie vor noch gut 20 Jahren.

Literatur

Christoph Gutjahr, *Eine mittelalterliche Grube aus Enzelsdorf, OG Mellach, VB Graz-Umgebung, Steiermark*, FÖ 42, 2003, 165–182.

Levente Horváth, *Die (nicht mehr ganz so) dunklen Anfänge der steirischen Geschichte. Überlegungen zum 11. Jahrhundert in der Steiermark mit besonderer Berücksichtigung der Keramikchronologie*, Beiträge zur Mittelalter- und Neuzeitarchäologie in Österreich 40, 2024, 42–101.

Manfred Lehner, *Die mittelalterliche Keramik vom Grazer Hauptplatz*, FÖ 41, 2002, 292–302.

Astrid Steinegger, *Eppenstein am Übergang vom frühen zum hohen Mittelalter. Fundmaterial des 11. Jahrhunderts aus einer unvollendet gebliebenen Zisterne in der Ringburg*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 36, 2020, 117–142.

Abbildungsnachweis

Abb. 3: Grundlage: Lehner 2002 (siehe Literatur), 297–298, Taf. 1–2, Gutjahr 2003 (siehe Literatur), 178, Taf. 1, Steinegger 2020 (siehe Literatur), 136–138, Taf. 2–4; Zusammenstellung und Bearbeitung: Levente Horváth.

Autor

Mag. Levente Horváth
Am Hofacker 11/10
8010 Graz

Claus Vetterling

Die hochmittelalterliche Keramik aus der Bamberger Burg in Villach bis zur Stadtgründung im frühen 13. Jahrhundert

Im Zuge der Generalsanierung der sogenannten Bamberger Burg in Villach konnten zwischen 2000 und 2003 archäologische Untersuchungen durchgeführt werden. Die Keramikfunde wurden von Andrea Jensen im Rahmen einer bisher nicht publizierten Magisterarbeit bearbeitet. Der vorliegende Beitrag stützt sich im Wesentlichen auf diese Arbeit.

Die Burganlage liegt im äußersten Nordwesten der Stadt, am tiefsten Punkt innerhalb der Stadtmauer des 13. Jahrhunderts. Nachdem Villach mit umfangreichen Gebieten in Kärnten 1007 dem neugegründeten Bistum Bamberg zur Erstausstattung geschenkt worden war, erfolgte 1060 die Marktrechtsverleihung durch König Heinrich IV. Der Markt wies mit voller Immunität und Gerichtszwang sowie ausdrücklich umfassendem Zoll-, Münz- und Marktrecht bereits stadtähnliche Strukturen auf. Der Ausbau Villachs zum Markt erfolgte unter Bischof Gunther von Bamberg, dessen sehr lange Aufenthalte in Kärnten wohl der Planung und Beaufsichtigung der in dieser Zeit entstandenen Großbauten von Stadtpfarrkirche und Burg dienten.

Die einzige Möglichkeit, die Drau zu überqueren, bot damals die Brücke in Villach, die ursprünglich in der Verlängerung der Widmanngasse gelegen war. Der Brückenzoll soll mehr eingebracht haben als alle anderen Brücken im Bistum zusammen. Daher erscheint es nur logisch, dass die Bamberger Burg zur Sicherung in der Nähe der Brücke errichtet wurde. Die seit Mitte des 12. Jahrhunderts aufkommenden Spannungen führten in den Jahren zwischen 1211 und 1227 zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem Bistum Bamberg und Herzog Bernhard von Kärnten. In dieser Zeit erhielt Villach eine 1233 erstmals erwähnte Umwehrung und wurde zur Stadt erhoben. Die Bamberger Burg wurde erweitert und in die Stadtbefestigung integriert. An der Südseite erhielt sie eine Kapelle, die der hl. Kunigunde geweiht ist (Abb. 4).

Von Andrea Jensen wurden für ihre Arbeit insgesamt fast 7000 mittelalterliche Keramikfragmente aufgenommen, die fast ausschließlich (99 %) der lokal hergestellten Materialgruppe MG 1 zugerechnet werden können. Die poröse Irdenware zeichnet sich durch eine starke Karbonatmagerung aus, die vorwiegend aus Marmor – vermutlich aus dem etwa 7 km drauaufwärts gelegenen Steinbruch Gummern – besteht. Die kantigen Partikel erreichen zu Beginn des Betrachtungszeitraums eine Größe von bis zu 5 mm. Im Lauf der Zeit wurden die Partikel allmählich immer feiner zerstoßen beigemengt. Neben der Karbonatmagerung sind wenige hellgoldfarbene Glimmerplättchen (Biotit) und Quarzkörnchen ein Indiz für die heimische Keramik. Beide sind wohl als Verwitterungsrückstände in der Tonrohmasse anzusprechen und nicht nachträglich zugefügt worden. Bei der Brandatmosphäre ist ein Mischbrand vorherrschend beziehungsweise ist der Scherben reduzierend mäßig hart bis hart gebrannt. Der

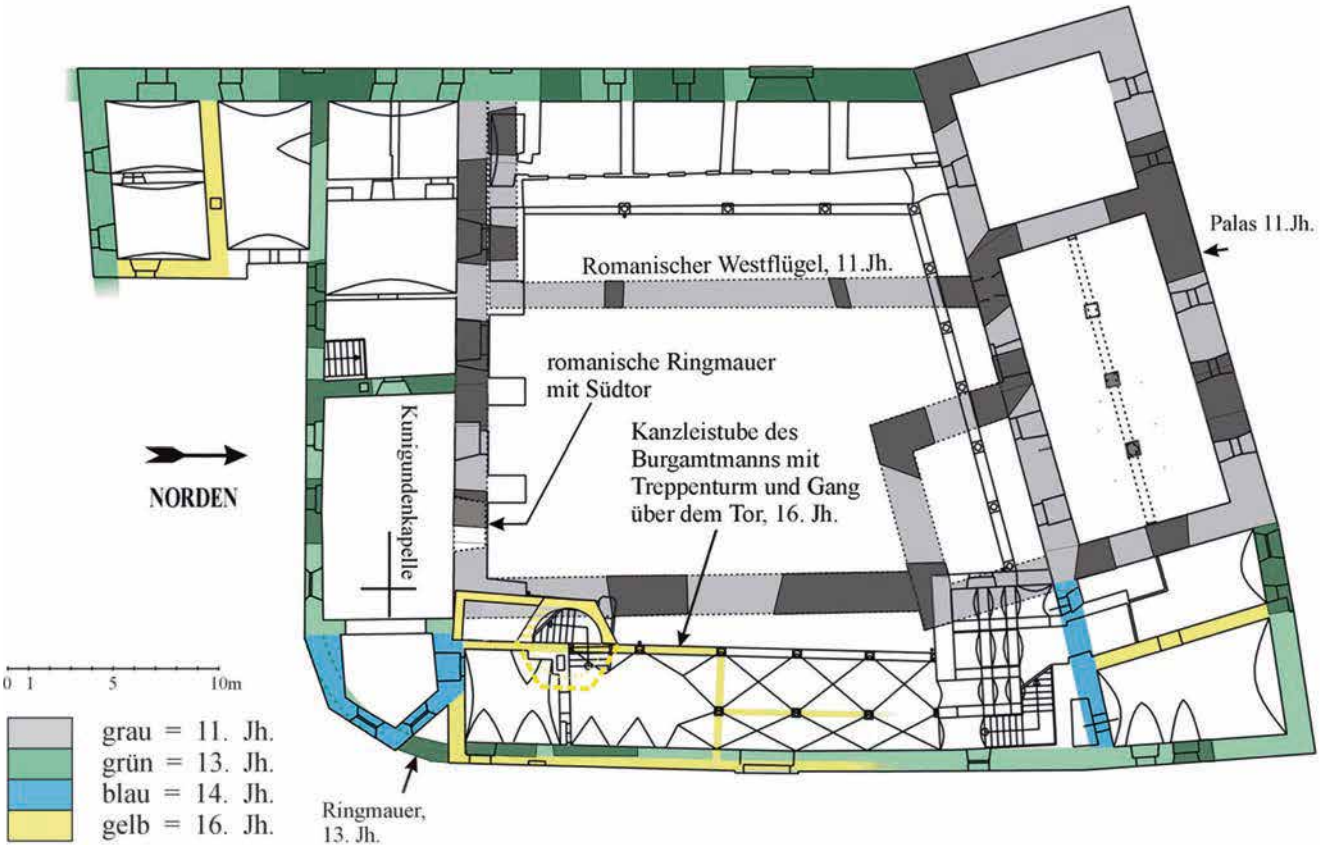


Abb. 4: Villach. Baualtersplan der Bamberger Burg.

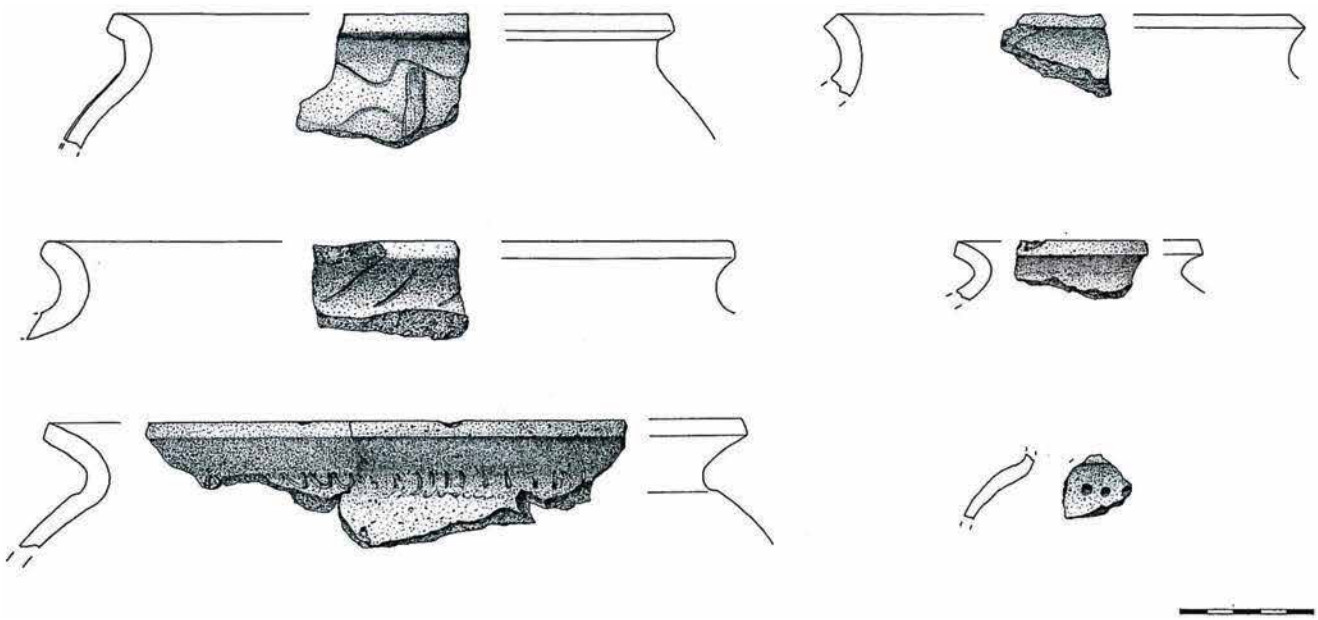


Abb. 5: Villach. Materialgruppe 1a. Sehr grob mit Marmor gemagerte, handaufgebaute poröse Irdenware.

Scherben ist nicht mehr mit dem Fingernagel, aber mit einem Messer ritzbar.

Die Untergruppe MG 1a dieser Materialgruppe ist sehr grob und ungleichmäßig mit Marmor gemagert und die kantigen Partikel durchstoßen häufig die Oberfläche. Die Gefäße sind von Hand aufgewülstet, was an den Fingerdruck- und Verstreichspuren bei einigen Fragmenten deutlich abzulesen ist. Meist handelt es sich um dickwandige, bauchige Töpfe mit leicht bis mäßig ausladenden Rändern, die gelegentlich kantig abgestrichen sind. Als Dekore finden sich Wellenlinien, aufgelegte Leisten, schräge Kerben und runde stempelartige Eindrücke. In den ältesten Horizonten kommen ausschließlich Fragmente dieser Materialgruppe 1a vor (Abb. 5, 6). Tierknochen aus diesen ältesten Nutzungshorizonten unmittelbar über dem anstehenden Boden wurden kürzlich einer ^{14}C-Analyse unterzogen (Befund 500: 1026–1160 calAD, 95,4 % Wahrscheinlichkeit). Berücksichtigt man die historische Entwicklung Villachs mit der Voraussetzung des Burgenbaus zur Marktgründung 1060, ist wohl die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts als Fertigungszeitraum der in diesen Schichten vergesellschafteten Keramikfragmente mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen.

Materialgruppe MG 1b unterscheidet sich im Wesentlichen durch die geringere Größe der nun regelmäßiger verteilten Kalkpartikel, die von einer feinen Tonschicht ummantelt erscheinen und so nicht mehr an der Oberfläche sichtbar sind. Sie erzeugen eine körnig-rauwandige Oberfläche, die bei dünnwandigen Stücken noch stärker ausgeprägt ist. In dieser Gruppe tauchen erstmals vollständig nachgedrehte Gefäße sowie reine Drehscheibenware mit einer grobkörnigen Oberfläche auf, die durch einen schärferen Brand bedingt ist. Es überwiegt die reduzierende Brandatmosphäre mit einem durchgehend grauen Scherben. Zum Formenspektrum gesellen sich jetzt zu den Töpfen, die etwas gestreckter erscheinen, auch Schüsseln und Teller sowie Becher, Ofenkacheln und Öllämpchen. Während einfache Ränder nach wie vor vorkommen, bilden leistenartig verdickte Ränder sowie Kragenränder die vorherrschende Randform. Bis in die Zeit um 1200 sind aufgelegte Leisten die häufigste Dekorform, die sich ausschließlich auf Töpfen findet. Mit den Kragenrändern



Abb. 6: Villach. Fragmente der Materialgruppe 1a aus dem ältesten Nutzungshorizont (zweite Hälfte 11. Jahrhundert).

kommen Wellenlinien an der Randaußenseite auf. Vereinzelt finden sich noch aus dem Ton herausgearbeitete Leisten, die aber zunehmend durch Riefen ersetzt werden (Abb. 7).

Die Untergruppe 1c ist im Grunde identisch mit den älteren, noch von Hand aufgebauten Gefäßen der Materialgruppe 1b, unterscheidet sich jedoch durch eine kreidige Oberfläche, wobei die Korngröße der Karbonatpartikel etwas abnimmt. Das Gefäß- und Zierformenspektrum entspricht jenem der Materialgruppe 1a.

Bei den Grabungen im Inneren der Kapelle hl. Kunigunde konnten die Bau- und ersten Nutzungshorizonte dokumentiert werden. Da die Errichtung der Kapelle erst nach der Heiligsprechung Kunigundes im Jahr 1200 möglich war und die Südmauer in die 1233 erstmals erwähnte Stadtmauer einbindet, ergibt sich für die gefundenen Keramikfragmente ein sehr enges Datierungsfenster von 30 Jahren. Ein Friesacher Pfennig von Herzog Bernhard (1202–1210) aus den

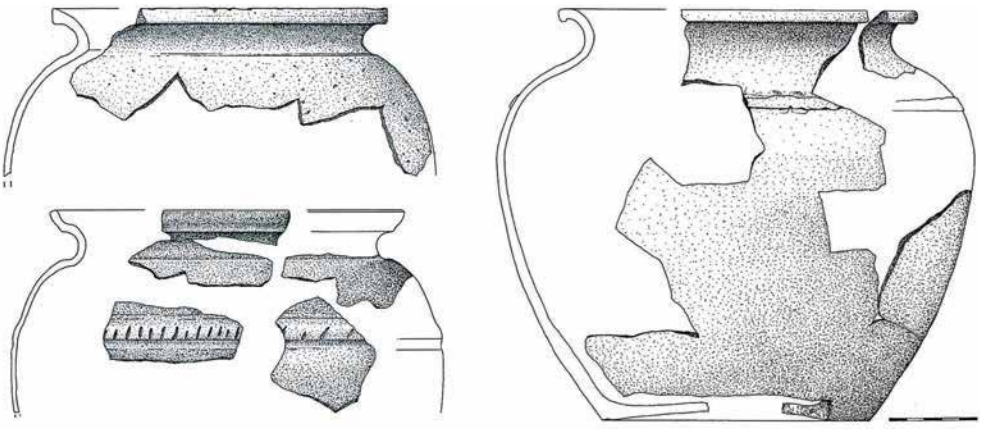


Abb. 7: Villach. Materialgruppe 1b: Grob mit Marmor gemagerte, poröse Irdenware mit körnig-rauwandiger Oberfläche.

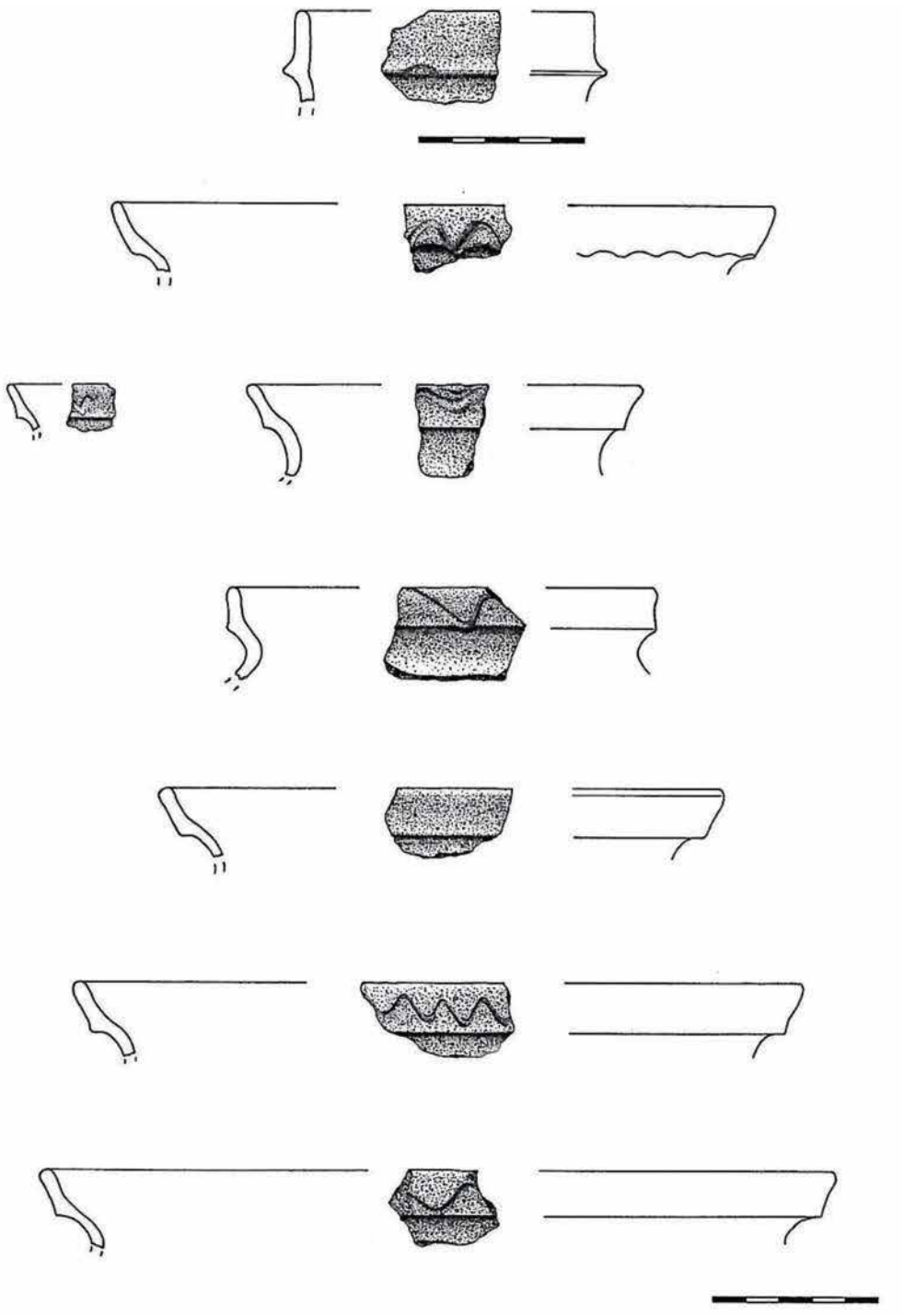


Abb. 8: Villach, Bamberger Burg. Randformen der Materialgruppe 1b aus den münzdatierten Schichten in der Kapelle.

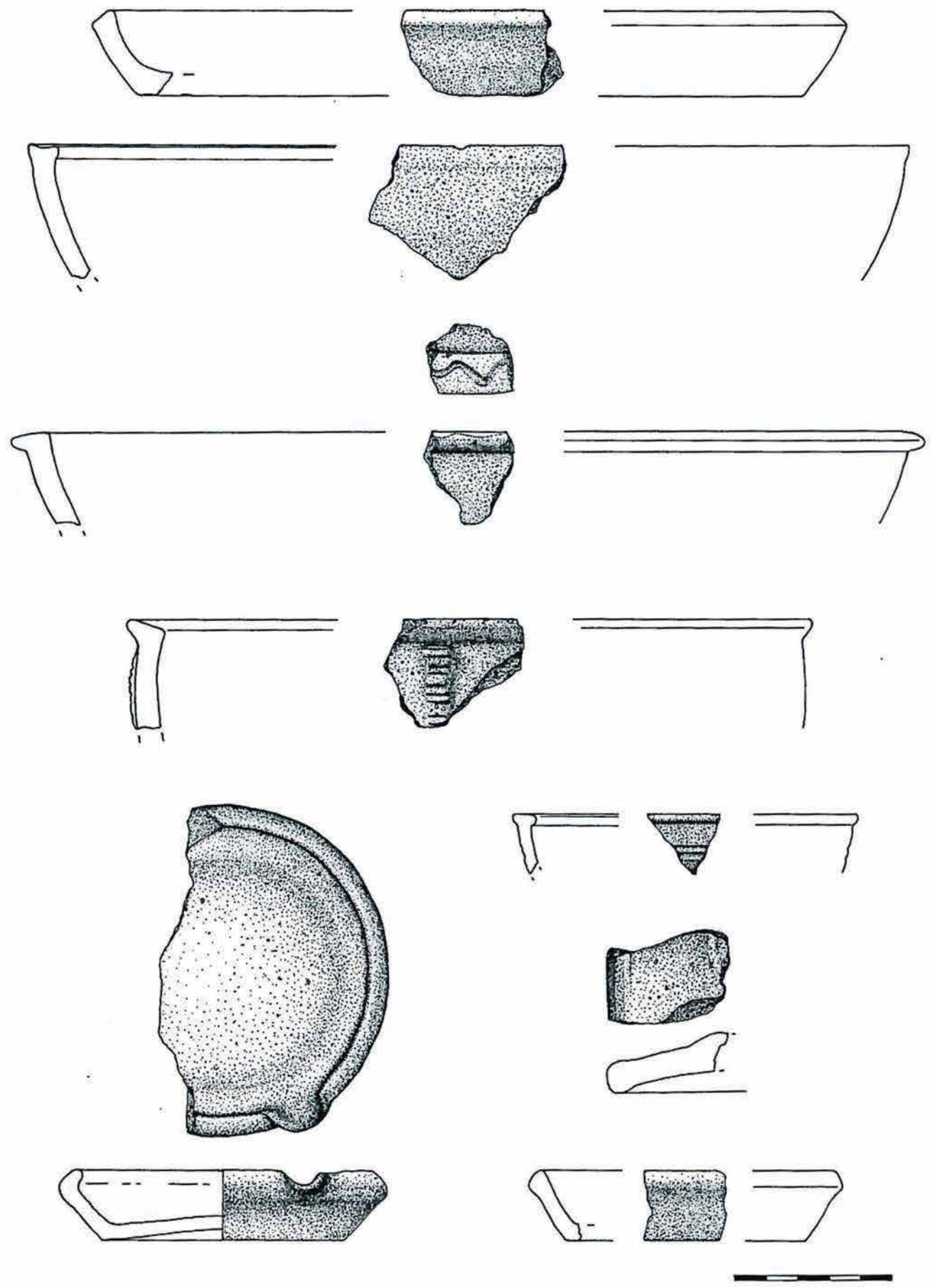


Abb. 9: Villach, Bamberger Burg. Flache und weitmundige Gefäßformen der Materialgruppe 1b aus den münzdatierten Schichten in der Kapelle.

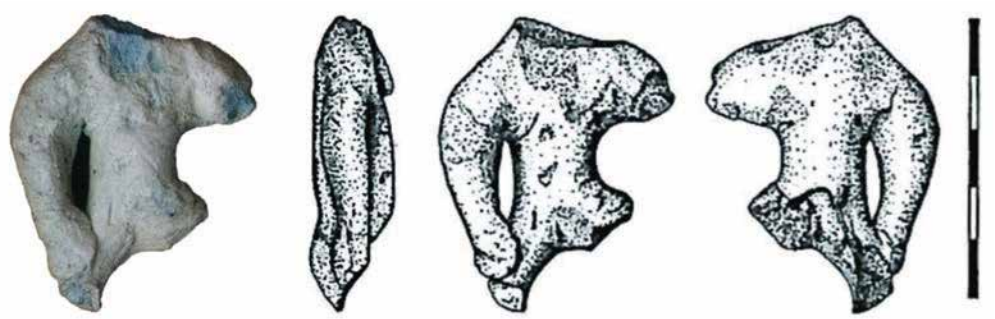


Abb. 10: Villach, Bamberger Burg. Reiterfigürchen aus dem Bauhorizont der südlichen Umfassungsmauer (zweite Hälfte 11. Jahrhundert).

letzten Planierungen vor der ersten Nutzung der Kapelle liefert darüber hinaus einen Terminus post quem. Bei den Keramikfragmenten aus diesen Befunden überwiegt neben wenigen Stücken der Materialgruppen 1a und 1c die auf der Drehscheibe gefertigte Materialgruppe 1b. Leistenartig verdickte Ränder und Kragenränder mit Wellenlinien an der Randaußenseite sind die vorherrschende Randform (Abb. 8). Kragenränder mit senkrecht stehendem Randabschluss von Kannen oder Krügen verweisen auf Schankgeschirr, außerdem kommen Teller, Schüsseln und Lichtschälchen vor (Abb. 9).

Als Sonderfund anzusprechen ist das Fragment eines massiv gearbeiteten Spielzeugfigürchens, das wohl einen Reiter darstellen soll (Abb. 10). Das Stück ist einfach gearbeitet und weist zahlreiche Unebenheiten an der Oberfläche auf. Der im Bruch hellgraue Scherben hat einen etwa 1 mm starken orangebraunen Mantel. Die Tonmasse wurde mit feinem Glimmer und mittelgroßen, grau-schwarzen, kantigen Partikeln gemagert, die wohl als Hornblendeminerale anzusprechen sind. Das Stück stammt aus dem Bauhorizont der südlichen Umfassungsmauer und ist somit in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts zu datieren.

Die archäologischen Grabungen in der Bamberger Burg konnten mit einer breiten Materialbasis von etwa 7000 Keramikfragmenten zur Kenntnis der Keramikentwicklung im Südosten Österreichs beitragen. Durch das gut einzuordnende Scherbenmaterial kann auch ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der hochmittelalterlichen Keramik vor 1200 geleistet werden. Das Fachgespräch hat noch einmal deutlich gezeigt, wie wichtig die geplante Publikation der zugrunde liegenden Magisterarbeit von Andrea Jensen wäre, der für die Überlassung ihrer Unterlagen herzlich zu danken ist.

Literatur

Walther Fresacher, *Zur Geschichte der Herrschaften Finkenstein und Rosegg*, Carinthia I, 1960, 753–803.

Walther Fresacher, *Der Kampf des Bistums Bamberg um Villach.* In: *900 Jahre Villach. Neue Beiträge zur Stadtgeschichte*, 1960.

Andrea Jensen, *Die mittelalterliche Keramik aus der Bamberger Burg in Villach, Kärnten*, unpublizierte Magisterarbeit Otto Friedrich Universität Bamberg, 2003.

Kurt Karpf und Claus Vetterling, *Ausgrabungen in der Villacher Burg 2000/2001. Ein Zwischenbericht*, Neues aus Alt-Villach 38, 2001, 19–29.

Claus Vetterling und Tillman Kohnert, *Archäologie und Bauforschung in der Villacher Burg (2001/2002)*, Neues aus Alt-Villach 39, 2002, 7–29.

Abbildungsnachweis

Abb. 4: Tillman Kohnert, Büro für Bauforschung Bamberg.

Abb. 6: Claus Vetterling, ReVe – Büro für Archäologie Bamberg.

Abb. 5, 7–10: Andrea Jensen.

Autor

Claus Vetterling, MA
ReVe – Büro für Archäologie
Bamberg und München

Am Knöcklein 12
96049 Bamberg
Deutschland

Iris Koch

Hochmittelalterliche Keramik vom Wildoner Schlossberg
Erste Einblicke

Der Fundplatz

Der Wildoner Schlossberg liegt ca. 20 km südlich von Graz in strategisch günstiger Position am Zusammenfluss von Mur und Kainach. Er überragt sein Umland um ca. 150 m (Abb. 11).

Obertägig sind am Schlossberg die Ruinen dreier Burganlagen erhalten. Am östlichen Plateau befindet sich die unter der Bezeichnung »Neu-Wildon« bekannte Anlage, deren Ansprache auf ein im Jahr 1260 erwähntes »*novum castrum*« zurückgeht. Am westlichen Sporn, getrennt durch den künstlich eingeebneten sogenannten »Turnierplatz«, liegt die üblicherweise als »Altwildon« bezeichnete Burg. Am Nordosthang befindet sich die Ruine »Ful« samt Sperrmauer, und etwas westlich davon haben jüngst Grabungen des Kulturparks Hengist (seit 2022) Mauerreste einer weiteren Wehranlage zum Vorschein gebracht, die sich mit der schriftlichen Nennung einer Burg »Hengst« in Verbindung bringen lassen. Grabungen des Landesmuseums Joanneum (heute: Universalmuseum Joanneum) der 1980er- und 1990er-Jahre konzentrierten sich vor allem auf den Turnierplatz sowie verschiedene Areale von Alt-Wildon. Detaillierte bauhistorische Untersuchungen zu den Ruinen am Schlossberg haben bislang nicht stattgefunden, dennoch lassen sich Teile der erhaltenen beziehungsweise ergrabenen Mauern von Neuwildon, Altwildon (hier vor allem im Norden der Anlage) und wohl auch Ful ins Hochmittelalter datieren.

Aus der früh- bis hochmittelalterlichen Überlieferung

Die historische Überlieferung zu Wildon belegt – wenn auch bruchstückhaft – die Bedeutung des Platzes spätestens seit dem frühen Hochmittelalter.

Eine Grafschaft »Hengist« wird im Jahr 1042 erwähnt. In den *Annales Altahenses* zu den Jahren 1053 und 1054 wird dann eine »*Hengistiburc*« genannt, bald darauf eine »*ecclesia* […] *in castro Hengist*«. Dass sich diese Hengistburg am Wildoner Schlossberg befunden hat, wird heute allgemein akzeptiert, allerdings gibt es bisher noch keinen konkreten archäologischen Befund dazu – es sei denn, man möchte das Kleinquadermauerwerk im nördlichen Teil von Alt-Wildon, welches der Ausgräber Diether Kramer ins 11. Jahrhundert datierte und als Saalgeschoßbau ansprach, dafür heranziehen. Nimmt man weiters an, dass die Hengistburg bereits Mittelpunkt der im Jahr 970 schriftlich genannten Karantanischen Mark war, ist entsprechend schon für das späte Frühmittel-

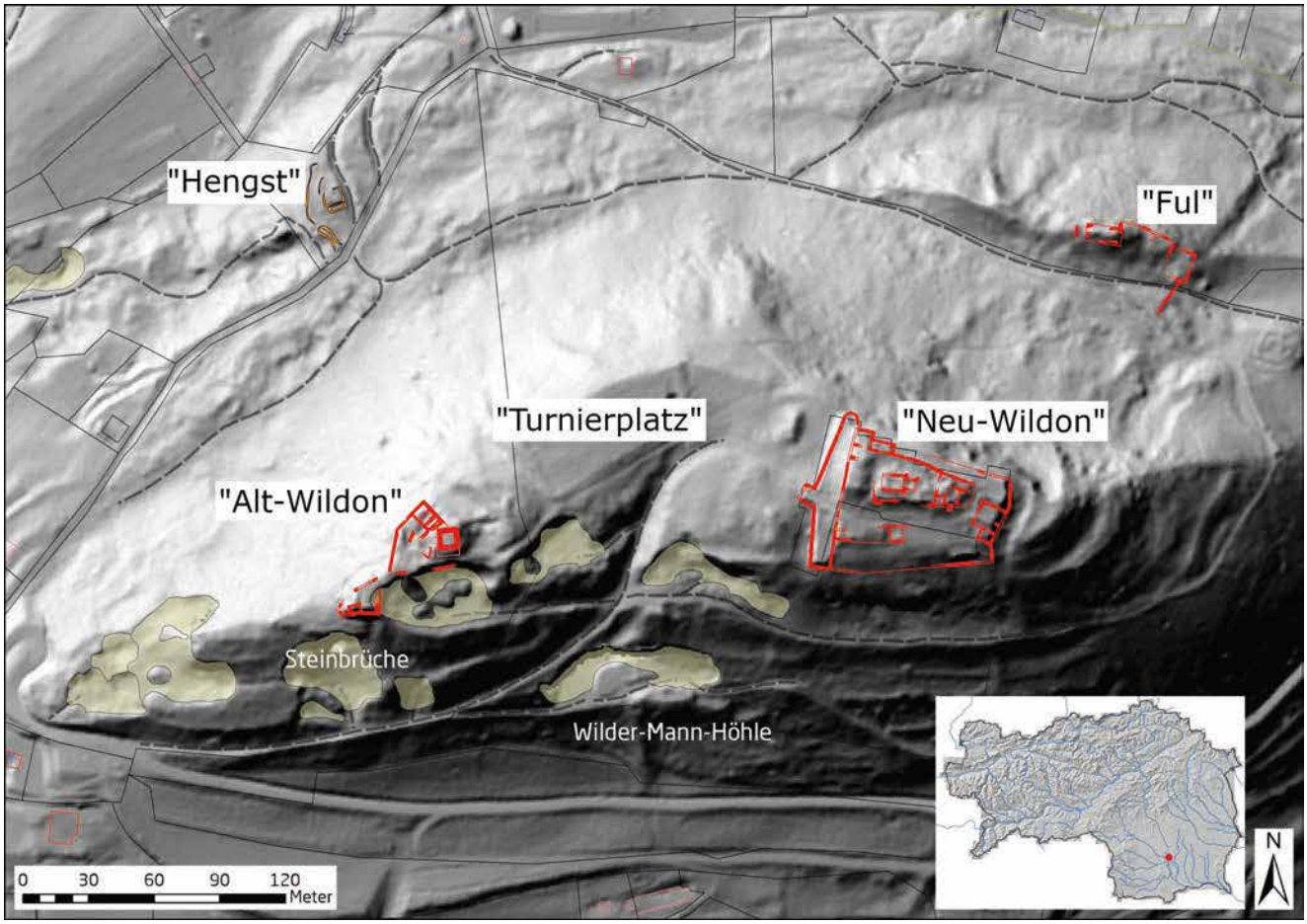


Abb. 11: Lage der Burgen am Wildoner Schlossberg.

alter mit einem Zentralort am Wildoner Schlossberg zu rechnen. Die Annahme eines solchen frühen Zentrums ist nicht zuletzt aufgrund der hohen Anzahl frühmittelalterlicher Funde (9./10. Jahrhundert) sowohl vom Plateau als auch von den Hängen sowie der Dichte frühmittelalterlicher Fundstellen in der unmittelbaren Umgebung (unter anderem »Im Rasental«, Kainach, Komberg, Weitendorf, Schönberg) durchaus plausibel.

Die Herren von Wildon beziehungsweise die Wildonier traten in den 1170er-Jahren erstmals unter diesem Namen in Erscheinung, zuvor nannten sie sich »von Riegersburg«. Sie spielten im 12. und 13. Jahrhundert eine wichtige Rolle in der Landesgeschichte der Steiermark.

Der Forschungsstand

Während die frühmittelalterlichen Funde vom Schlossberg zumindest teilweise vorgelegt sind, ist über das Hochmittelalter bislang kaum Archäologisches bekannt.

Ein derzeit laufendes, vom FWF gefördertes Projekt mit dem Titel »Hierarchies and Networks. The Castles of Wildon« der Universität Graz und des Universalmuseums Joanneum verfolgt das Ziel, das reiche Fundmaterial vom Schlossberg hinsichtlich der Erbauungs- und Nutzungsphasen der Burgen und ihrer Beziehungen zueinander sowie zum engeren und weiteren Umfeld zu befragen. Dabei werden nicht nur die Funde der Altgrabungen berücksichtigt, sondern auch Materialien aus aktuellen Grabungen des Kulturparks Hengist (Areale Hengst, Alt-Wildon) sowie Streufunde. Auch wenn es sich um *work in progress* handelt und daher keine abschließenden Aussagen getätigt werden können, sollen hier einige bisher gemachte Beobachtungen zu hochmittelalterlicher Keramik am Wildoner Schlossberg vorgestellt werden. Den weiteren Mitgliedern des Projektteams (Christoph Gutjahr, Levente Horváth, Johanna Kraschitzer, Manfred Lehner) sei an dieser Stelle für ihre Anregungen und Beiträge gedankt.

Die hochmittelalterliche Keramik

Zunächst ist festzustellen, dass sich aufgrund der starken frühmittelalterlichen Komponente im keramischen Fundmaterial die Abgrenzung zwischen Früh- und Hochmittelalter mitunter als schwierig erweist. Auch ist für manche hochmittelalterlich erscheinenden Fragmente der Ausschluss einer Datierung in die Römerzeit beziehungsweise Spätantike nicht ohne weiteres möglich. Da fast das gesamte Fundmaterial dieser frühen Phasen aus Altgrabungen ohne Anwendung der stratigrafischen Methode stammt beziehungsweise aus Streufunden oder (mehrfach) verlagerten Funden besteht, lässt sich in der Regel auch keine chronologische Einteilung aus dem stratigrafischen Kontext (Schichtzugehörigkeit) gewinnen.

Gefäß- und Randformen

Das keramische Fundmaterial vom Wildoner Schlossberg, für das vom Projektteam eine hochmittelalterliche Datierung angenommen wird, setzt sich fast ausschließlich aus handaufgebauten Töpfen mit ausladendem Rand zusammen. Dazu kommen vereinzelt senkrecht stehende, verstärkte Ränder. Auch Flachdeckel mit umlaufendem Rillen- und Wellenliniendekor kommen vor.

Recht häufig vertreten sind einfache, ausladende, abgestrichene und unverstärkte (Abb. 12/1) oder wenig verstärkte Topfränder ohne weitere Charakteristika. Für sie kann eine Datierung ins späte Früh- oder frühe Hochmittelalter angenommen werden. Eine nähere chronologische Einordnung erfordert jedoch zusätzliche Anhaltspunkte, zum Beispiel Variationen der Randform: Der Randabschluss kann – statt einfach abgestrichen – angedrückt sein (Abb. 12/2–3), wodurch sich in der Regel eine leichte Verstärkung, manchmal auch eine minimale Unterschneidung an der Unterseite ergibt. Ebenso kommt im (früh)hochmittelalterlichen Wildoner Material ein geringfügiges Umbiegen des Randes nach oben vor; dabei kann eine Mulde innen am Rand entstehen, das Profil erscheint dann leicht ›kelchrandartig‹ (Abb. 13/6). Auch beidseitig verstärkte, mitunter stempelförmige Ränder kommen vor. Sicher ins fortgeschrittene Hochmittelalter gehören einige dickwandige, grob gemagerte Fragmente, bei denen durch Andrücken ein leistenartiger, nach innen geneigter Rand geformt wurde, der den Eindruck eines Kragenrandes erweckt, jedoch nicht umgeklappt ist (Abb. 13/10). Daneben kommen verschiedene Varianten von Leistenrändern (teils mit konvexer oder konkaver Leiste) und – am Übergang zum Spätmittelalter – auch eigentliche, das heißt umgeklappte Kragenränder vor, die an der Außenseite durch Rillen profiliert sein können (Abb. 13/12). Bügelkannen zeichnen sich durch spezifische Randformen aus (aufgestellt bis wenig ausladend, oft dreieckig verdickt). Beim Randfragment Abb. 13/8 dürfte es sich um eine Bügelkanne, vielleicht aber auch um eine Doppelhenkelkanne handeln.

Unterschiede ergeben sich auch aus der Ausformung der Schulter und dem Winkel des ausbiegenden Randes zum Rest des Gefäßkörpers. Der Profilverlauf kann im Halsbereich gerundet sein oder abrupt umbiegen. In manchen Fällen ist das gesonderte Ansetzen des Randes an den Gefäßkörper deutlich sichtbar.

Herstellung und Magerung

Die herstellungsbezogenen Charakteristika umfassen unter anderem die Magerung; hier ist das Vorhandensein beziehungsweise Nichtvorhandensein von Carbonat (»Kalksteinchen«) von Interesse.

Die intentionelle Magerung mit Carbonat nimmt nach derzeitigem Forschungsstand in der Steiermark (südlich der Alpen) gegen Ende des Frühmittelalters ab und endet spätestens im 11. Jahrhundert. Daraus ergibt sich, dass eine Magerung mit Carbonat, wie sie etwa an den Fragmenten Abb. 12/1 und Abb. 12/3 feststellbar ist, eine (früh)hochmittelalterliche Datierung nicht völlig ausschließt. Die Wildoner Töpfe, für die eine hochmittelalterliche Datierung erwogen wird, sind – soweit erkennbar – handaufgebaut und auf der langsam drehenden Töpferscheibe nachgedreht, wobei die Nachdrehspuren in der Regel die Außenseite des Randes und der Schulter betreffen, während sie an der Innenseite – so überhaupt vorhanden – nur oberhalb der Halseinziehung zu beobachten sind. Die Beobachtungsmöglichkeit ist jedoch dadurch eingeschränkt, dass bisher weder hochmittelalterliche Ganzgefäße angetroffen noch vollständige Profile rekonstruiert werden konnten. Die Gefäße sind überwiegend in wechselhafter Atmosphäre gebrannt (»Mischbrand«), gegen Ende des Hochmittelalters zum Teil aber auch bereits homogen reduzierend gebrannt.

Dekor

Die Dekorelemente (Wellenband, Wellenlinie, horizontale Rillen, Kerb-/Einstichdekor, Stempel- beziehungsweise Roll-

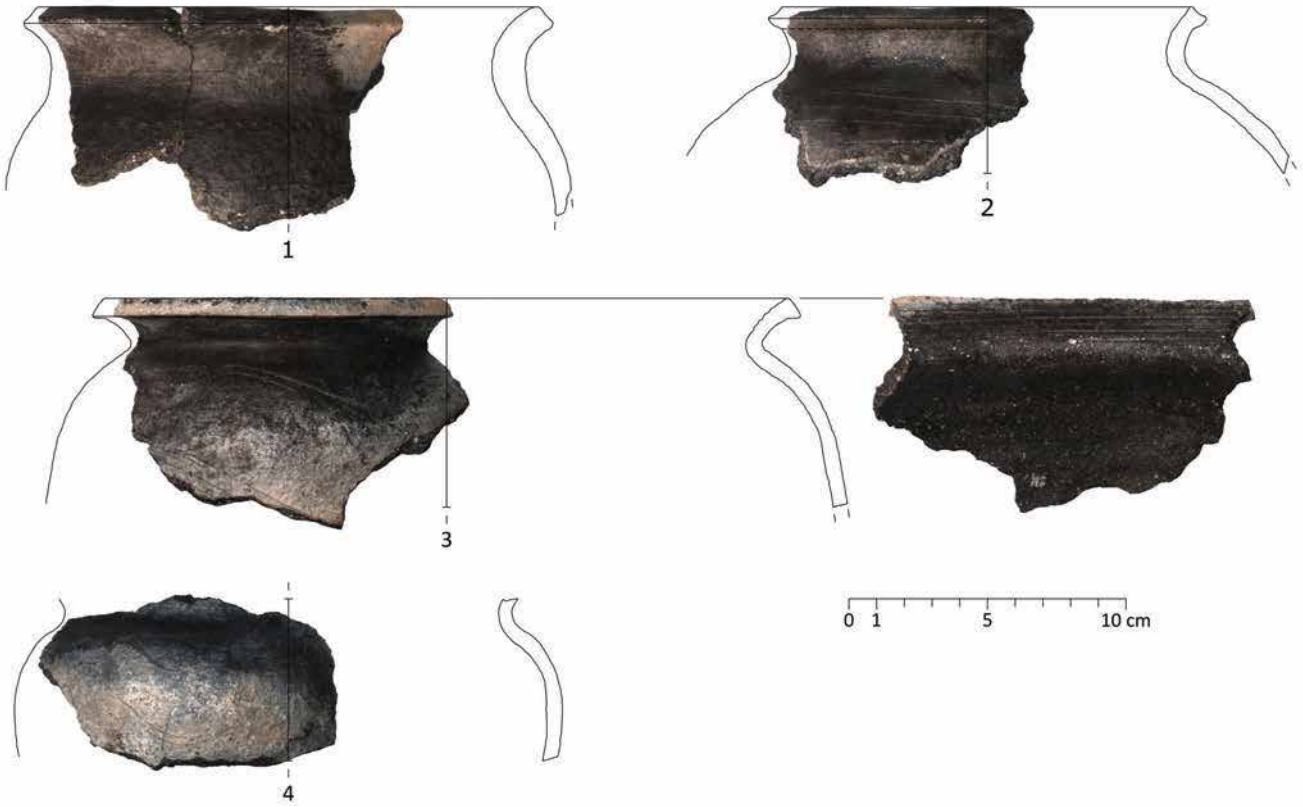


Abb. 12: Wildon, Schlossberg. Keramik des späten Früh- und des frühen Hochmittelalters (ca. 10./11. Jahrhundert). 2 – Turnierplatz, 1, 3, 4 – Streufunde.

stempeldekor) am Wildoner Material sind sehr vielfältig. Auch hier gibt es starke Überschneidungen zwischen dem früh- und dem (früh)hochmittelalterlichen Repertoire.

Dem Frühmittelalter nahe stehen beispielsweise die gedrungen wirkenden Töpfe Abb. 12/3 und Abb. 12/4 mit Wellenbanddekor beziehungsweise weit ausschwingenden Wellenlinien. In die Übergangszeit lassen sich einige Fragmente mit horizontalen Rillen in deutlichem, unregelmäßigem Abstand zueinander datieren. Davon lassen sich Gefäße unterscheiden, an denen die Rillen nicht horizontal, sondern leicht schräg verlaufen und eine Anbringung der Rille in Form einer Spirale erschlossen werden kann (etwa Abb. 12/2). Letzteres lässt an einigermaßen gleichmäßiges Drehen auf einer drehbaren Unterlage denken. Dieser Dekor tritt auch in Kombination mit etwas später zu datierenden Randformen auf (Abb. 13/9). Beim im Wildoner Material häufigen Dekor mit Kerb- und Stempelreihen ist zwischen dem ›freihändigen‹ Anbringen mittels Einzelstempel oder sonstiger Werkzeuge (so etwa wohl bei Abb. 12/1) und der Verzierung mittels Rollstempel zu unterscheiden. Ein Rollstempel wäre potenziell an einem wiederkehrenden Muster der einzelnen Kerben und ihrer Abstände zu erkennen, dies ist jedoch bei kleinen Fragmenten kaum möglich. Der ›echte‹ Rollstempeldekor kommt in einfachen und mehrfachen, einander teils überschneidenden Zeilen vor, mitunter flächig über den gesamten Rand-, Hals- und Schulterbereich des Gefäßes verteilt, mit quadratischen, rechteckigen, dreieckigen oder trapezförmigen Stempeleindrücken (Abb. 13/5–6). Ebenfalls ins Hochmittelalter (ca. 12. Jahrhundert) lässt sich ein Fragment mit unterschnittenem und am Abschluss konkavem Rand datieren, das an der Schulter und im unteren Halsbereich regelmäßige Zeilen dreieckiger Rollstempeleindrücke aufweist, während unmittelbar unter dem Rand offenbar aus herstellungstechnischen Gründen auf das ›freihändige‹ Anbringen von Kerben zurückgegriffen wurde (Abb. 13/7). Auch breite Rillen, die sich auf die Innenseite der Gefäßwand ›durchdrückten‹ und so eine ›wellige‹ Profilkontur ergaben, kommen vor.

Resümee

Beim derzeitigen Bearbeitungsstand kann festgestellt werden, dass das Hochmittelalter im keramischen Fundmaterial vom Wildoner Schlossberg recht deutlich hervortritt und sich auch die Frühphase (11. Jahrhundert) trotz chronologischer Abgrenzungsschwierigkeiten fassen lässt.

Das bisher gesichtete Material lässt sich zwar überwiegend nicht mit konkreten Befunden in Verbindung bringen, erlaubt aber allgemeine Aussagen über Nutzungsphasen in verschiedenen Arealen. Im Material des sogenannten Turnierplatzes, wo sämtliche Epochen vom Mittelneolithikum bis in die Neuzeit vertreten sind, zeigt sich das fortgeschrittene Hochmittelalter nur ganz gering, obwohl aufgrund der schriftlichen Quellen und Mauerwerksdatierungen für diese Zeit eigentlich eine Phase hoher Aktivität am Wildoner Schlossberg zu erwarten wäre. Dies ist durch die neuzeitliche (Neu-)Gestaltung des Turnierplatzes zu erklären, die mit tief greifendem Materialabtrag bis auf prähistorische Schichten – gefolgt von massiven Aufschüttungen – einherging. Als Ort der Entnahme des Aufschüttungsmaterials kommt insbesondere das Areal von Neu-Wildon infrage. In Anbetracht der wiederholten Umbaumaßnahmen an dieser Wehranlage und der gegebenen Möglichkeit, den Schutt älterer Phasen über die Steilabhänge zu entsorgen, wäre es nicht verwunderlich, wenn die Nutzungsphasen von Neu-Wildon durch den Turnierplatzschutt nur selektiv abgebildet werden. Deutlich mehr hochmittelalterliche Keramik – darunter die meisten der

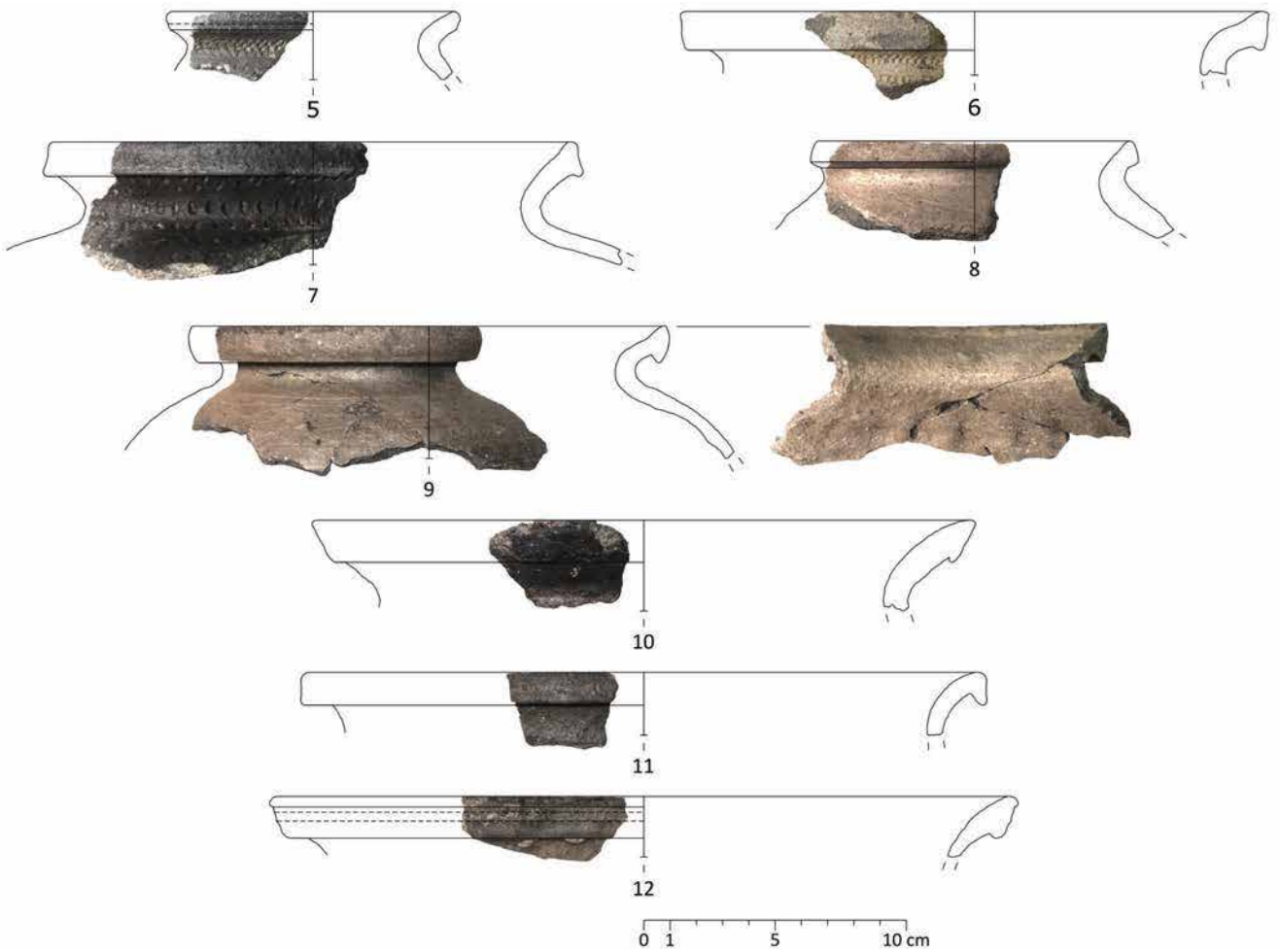


Abb. 13: Wildon, Schlossberg. Keramik des Hochmittelalters (ca. 12. bis erste Hälfte 13. Jahrhundert). 5, 7–12 – Alt-Wildon, 6 – Streufund.

hier abgebildeten Fragmente – stammt aus dem Areal von Alt-Wildon. Die Bearbeitung dieses Materials steht allerdings noch am Anfang.

Abschließend ist zu bemerken, dass – abgesehen von den noch frühmittelalterlich anmutenden, ausladenden, einfach abgestrichenen Rändern – die Varianz der hochmittelalterlichen Keramik vom Wildoner Schlossberg beträchtlich ist. Unterschiedliche Kombinationen von Randgestaltung, Herstellungstechnik, Magerung und Dekor kommen vor. Das bislang im Rahmen des Projekts gesichtete und bearbeitete Wildoner Material bewegt sich dennoch überwiegend in dem für die hochmittelalterliche Keramik der Steiermark bekannten Rahmen, der in den letzten Jahren erweitert wurde, hinsichtlich der publizierten Quantitäten aber noch überschaubar ist.

(Diese Forschung wurde gänzlich oder teilweise durch den Wissenschaftsfonds FWF finanziert (10.55776/P36881). Zum Zweck des freien Zugangs hat die Autorin für jedwede akzeptierte Manuskriptversion, die sich aus dieser Einreichung ergibt, eine »Creative Commons Attribution CC BY«-Lizenz vergeben.)

Literatur

Ingeborg Gaisbauer, Christoph Gutjahr, Hajnalka Herold, Nikolaus Hofer (Red.), Elfriede Hannelore Huber, Alice Kaltenberger, Johanna Kraschitzer, Karin Kühtreiber, Manfred Lehner, Gabriele Scharrer-Liška, Harald Stadler und Kinga Tarcsay, *Handbuch zur Terminologie der mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik in Österreich*, Fundberichte aus Österreich. Materialhefte A. Sonderheft 12², Horn 2022.

Christoph Gutjahr und Martina Roscher, *KG Unterhaus*, Fundberichte aus Österreich 41, 2002, 729–732.

Levente Horváth, *Die (nicht mehr ganz so) dunklen Anfänge der steirischen Geschichte: Überlegungen zum 11. Jahrhundert in der Steiermark mit besonderer Berücksichtigung der Keramikchronologie*, Beiträge zur Mittelalter- und Neuzeitarchäologie in Österreich 40, 2024, 42–101.

Diether Kramer, *Bemerkungen zur Mittelalterarchäologie in der Steiermark, Teil 1. Burgenarchäologie und Hengistburgfrage*, Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 83, 1992, 41–82.

Manfred Lehner, *Die hochmittelalterliche bis frühneuzeitliche Keramik der Steiermark. Ein Überblick anhand von Neufunden.* In: Werner Endres und Konrad Spindler (Hrsg.), *Beiträge vom 34. Internationalen Hafnerei-Symposium auf Schloß Maretsch in Bozen/Südtirol 2001*, Nearchos 12, 2003, 131–141.

Manfred Lehner, *Die mittelalterliche Keramik vom Grazer Hauptplatz*, Fundberichte aus Österreich 41, 2002, 292–302.

Jürgen Moravi, *Der steinerne Burgenbau des Hochmittelalters in der Steiermark*, Forschungen zu Burgen und Schlössern 14, Petersberg 2012, 11–23.

Werner Murgg, *Burgruinen der Steiermark*, Fundberichte aus Österreich. Materialheft B 2[2], Horn 2021.
Gernot Peter Obersteiner, *Kurze Geschichte der Wildoner Burgen und der Herren von Wildon*. In: Diether Kramer und Gernot Peter Obersteiner (Hrsg.), *Beiträge zur Geschichte des Wildoner Schloßbergs 1*, Wildon 1985, 12–15.
Bernhard Schrettle und Johanna Kraschitzer, *Hoch- bis spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik von der Burg Deutschlandsberg (Steiermark). Ein Addendum mit einem zoologischen Exkurs*, Beiträge zur Mittelalter- und Neuzeitarchäologie in Österreich 40, 2024, 102–118.
Astrid Steinegger, *Eppenstein am Übergang vom frühen zum hohen Mittelalter. Fundmaterial des 11. Jahrhunderts aus einer unvollendet gebliebenen Zisterne in der Ringburg*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 36, 2020, 117–142.
Georg Tiefengraber, *Der Wildoner Schlossberg. Die Ausgrabungen des Landesmuseums Joanneum 1985–1988*, Schild von Steier. Beiheft 7 (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 80), Graz 2018.

Abbildungsnachweis

Abb. 11: Grundlage: Christoph Gutjahr, Stephan Karl und Gernot Peter Obersteiner, *Hengist Best-of. Führer zu archäologischen Fundstellen und Baudenkmalen in der Region Hengist*, Hengist-Magazin. Sonderband 1, Graz 2018, 17; Bearbeitung: Iris Koch.

Abb. 12, 13: Grafik: Iris Koch; Fotografien: Iris Koch und Johanna Kraschitzer.

Autorin

Mag.[a] Dr.[in] Iris Koch
Universität Graz
Institut für Antike
Mozartgasse 14
8010 Graz

Alice Kaltenberger

Keramik des 11. bis 13. Jahrhunderts in Oberösterreich

Ausgangssituation

In Oberösterreich reichen geplante Bauvorhaben oft nicht bis in hochmittelalterliche Schichten, weshalb diese im Rahmen der bauvorgreifenden Denkmalschutzgrabungen nicht untersucht werden. Zudem ist eine lebhafte Raubgräberszene mit ihren nicht zu unterschätzenden negativen Auswirkungen aktiv.

Als Agrar- und Industriestandort besitzt Oberösterreich keine geisteswissenschaftliche Fakultät, was vielleicht mit ein Grund für das Fehlen einer langjährigen Tradition wissenschaftlicher archäologischer Forschung auf dem Feld der hochmittelalterlichen Keramik ist. Dieses Forschungsgebiet wurde zunächst von ambitionierten Autodidakten abgedeckt und blieb sogenannten Heimatforschern beziehungsweise Burgenforschern überlassen, die sich mitunter in Burgenvereinen zusammenschlossen.

Positiv hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang im Mühlviertel die drei Burgenforscher Alfred Höllhuber, Herbert Hiesmayr und Leopold Mayböck, die ab den 1970er-Jahren mit Zustimmung des Bundesdenkmalamtes Funde von weit über 60 Burgen und Burgställen bergen konnten. Obwohl diese Fundmaterialien weitgehend den Stellenwert von Lesefunden besitzen, haben wir dadurch Kenntnis von Burgställen, die einerseits sonst unbekannt geblieben wären, andererseits im Zuge unkontrollierter Geländeveränderungen für Land- und Forstwirtschaft ohne irgendeine Dokumentation eingeebnet worden wären. Daher repräsentieren diese Lesefunde zumindest einen Ausschnitt des Formen- und Technologiespektrums der Keramik der jeweiligen Fundstelle.

Das nördliche Oberösterreich ist eine reiche Keramiklandschaft, begünstigt durch für die Keramikherstellung geeignete Tonlagerstätten, ausreichend Brennholz für den Keramikbrand und günstige Wasserwege, insbesondere die Donau für den überregionalen Handel. Derzeit sind neben dem Donauraum zwei weitere Keramikregionen zu verzeichnen, und zwar der Hausruck und das Mühlviertel, deren Produkte sich vor allem durch die verwendeten, lokal anstehenden Rohtone unterscheiden. Da die Herstellung grafithaltiger Irdenware eng an die mitteleuropäischen Grafitvorkommen im Bereich der Böhmischen Masse gebunden ist, liegt in Oberösterreich das zentrale Herstellungsgebiet derselben nördlich der Donau im Mühlviertel.

Aus dem Süden des Bundeslandes sind hingegen bisher kaum hochmittelalterliche Keramikfunde bekannt. Dieser Landesteil ist geprägt von den Gebirgszügen des Dachsteinmassives und des Toten Gebirges, die von Traun, Steyr und Enns durchflossen werden.

Hochmittelalterliche Keramikbestände in Oberösterreich

Aus den genannten Gründen fehlen in Oberösterreich durch archäologische Grabungen stratifizierte und extern durch Archivalien oder andere Quellen datierte hochmittelalterliche Keramikensembles, weshalb eine chronologische Einordnung über Vergleiche in der Literatur erfolgen muss. Dennoch ist anhand der vorliegenden Keramikbestände sowohl die technologische als auch die formale Entwicklung der hochmittelalterlichen Keramik des Zeitraumes vom 10./11. Jahrhundert bis an die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert in Oberösterreich gut zu dokumentieren.

Die Basis des folgenden Überblickes bilden das Verfüllungsmaterial eines Töpferofens (?), zwei Hafnerabfälle als eine der wichtigsten Quellen der Keramikforschung sowie Keramikbestände von Burgställen aus dem Mühlviertel und dem Hausruck, ergänzt durch vier Ganzgefäße aus alten Museumsbeständen und vier Münzgefäße.

Herstellungsmethode des Hochmittelalters

Auf der Verwendung lokal anstehender Rohtone beruhen unterschiedliche Scherbenqualitäten, die sich unter anderem hinsichtlich Magerung und Brennatmosphäre unterscheiden und somit regionale Keramikarten ergeben.

Die überregionalen Herstellungsmethoden im Hochmittelalter (11. bis 12. Jahrhundert) waren der Handaufbau und das Nachdrehen auf einer langsam rotierenden Unterlage, was anhand von Angarnierungsnähten, Überlappungszonen und Fingerdruckmulden, insbesondere auf der Gefäßinnenseite, nachzuweisen ist (Abb. 14). Zunächst wurden nur die Rand- und die Halszone, später auch das ganze Gefäß auf der Außenseite mit einer Formhilfe nachgedreht. Wie an großen Bruchstücken und weitgehend erhaltenen Ganzformen festzustellen ist, resultierten daraus Gefäße, deren Querschnitt nicht exakt kreisrund ist. Die wesentliche Konsequenz dieser sehr individuellen, nicht standardisierten Formgebung jedoch ist, dass die vertikale Kontur (Profil) vom Rand bis zum Bodenansatz an unterschiedlichen Stellen eines Gefäßes mitunter stark differieren kann. So ist im Rahmen der handwerklichen Bandbreite häufig ein mehr oder weniger starker Neigungswinkel des Randes sowie eine variierende Ausformung des Randabschlusses – beispielsweise von gerundet bis kantig abgestrichen oder eingezogen – an einem Gefäß zu beobachten. Daher kann sich die Erstellung einer Feintypologie auf Basis einer Feinstdifferenzierung der Randformen und Randabschlüsse von (sehr) kleinen Bruchstücken ohne Berücksichtigung der Gefäßkontur als problematisch erweisen und allenfalls zu nicht belastbaren Ergebnissen führen.

Regional unterschiedlich sind erhabene Bodenmarken überliefert.

Chronologie der Technologie und der Formentwicklung

Im Rahmen der Ausgrabungen der römerzeitlichen Straßenstation *Gabromagus*/Windischgarsten des Oberösterreichischen Landesmuseums unter der Leitung von Christine Schwanzar wurden die einzigen bisher publizierten frühhochmittelalterlichen keramischen Nachweise aus dem Süden des Bundeslandes geborgen. Die beiden Töpfe mit stark grafithaltigem Scherben unterscheiden sich hinsichtlich der Gefäßkontur und sind durch Vergleiche in das 10., vielleicht noch bis in das beginnende 11. Jahrhundert einzuordnen. Der Dekor besteht aus Einstichen unter dem Rand und annähernd horizontalen Rillen auf Schulter und Bauch (Abb. 15).

Aus dem Unteren Mühlviertel sind vom Burgstall Neu-Aist Bruchstücke von Töpfen mit stark grafithaltigem

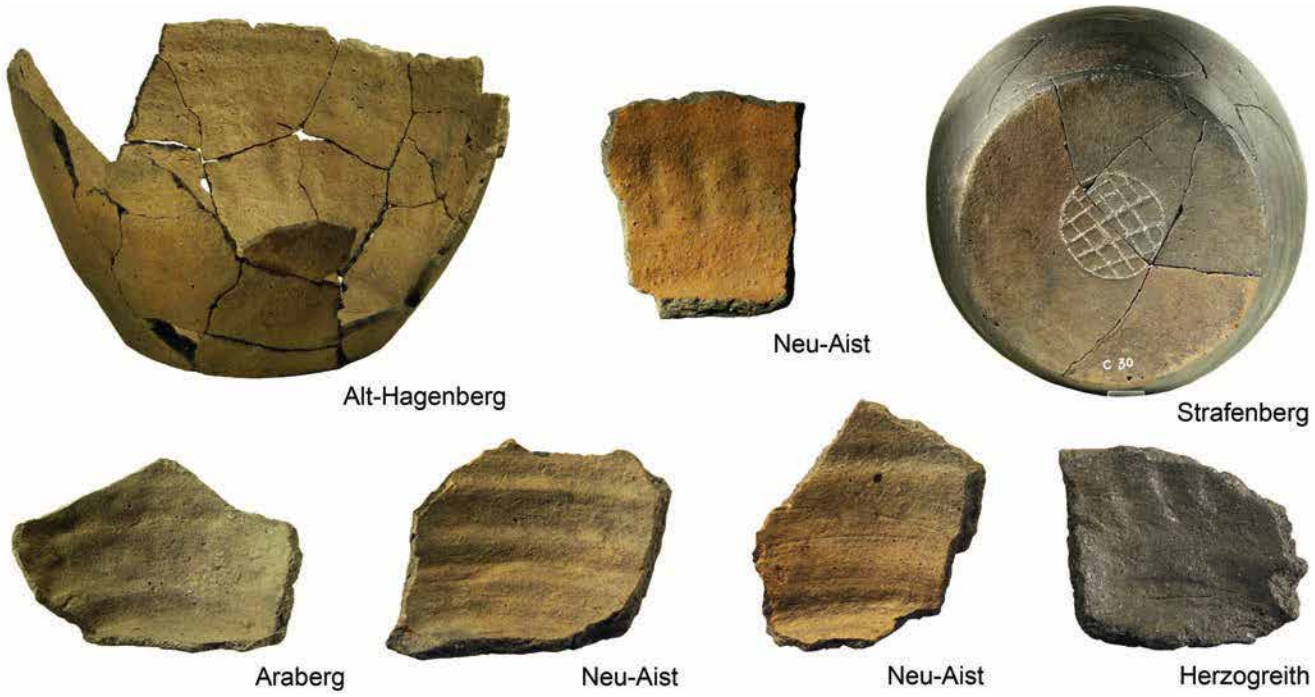


Abb. 14: Unteres Mühlviertel. Herstellungsspuren des Handaufbaues.

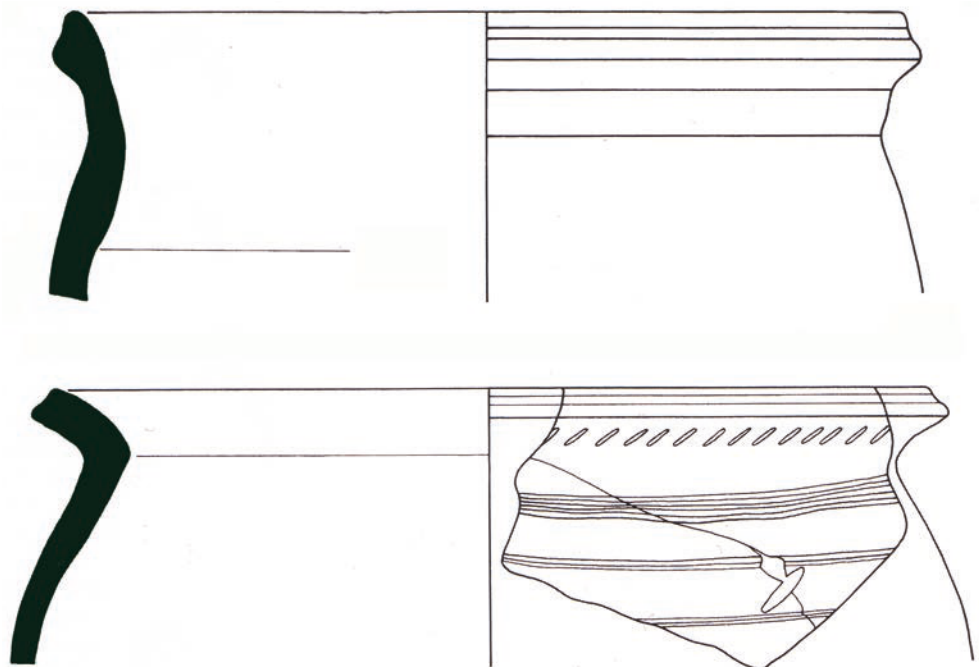


Abb. 15: Windischgarsten. Grafithaltige Irdenware (10./11. Jahrhundert).

Scherben und ausgebogenen Randformen aus der Zeit »um 1000« überliefert (Abb. 16). Die Verzierung beschränkt sich auf Wellenbänder beziehungsweise Wellenlinien zwischen horizontal umlaufenden Rillen.

1967 wurden in Auhof bei Perg als »(liegender) Töpferofen« interpretierte Strukturen sowie zwei vermutlich zugehörige Gruben aufgedeckt. Da das keramische Verfüllungsmaterial von »Ofen« und Gruben keine für Fehlbrände charakteristischen Schadensbilder aufweist, ist die Ansprache als Hafnerabfall nicht gesichert. Die Formen beschränken sich auf gedrungene Töpfe (Abb. 17) mit mehr oder weniger ausgeprägtem Bauch und einer breiten Vielfalt an einfachen, ausgebogenen Randformen, wie sie schon in Windischgarsten und Neu-Aist auftreten, sowie große Vorratsgefäße des älteren Typs aus stark grafithaltiger Irdenware. Wieder sind Wellenlinien zwischen horizontal umlaufenden Rillen als Verzierungselemente zu verzeichnen. Von der Fundbearbeiterin Gabriele Scharrer-Liška wird die Keramik als »aus gleichem Rohstoff hergestellt, handgeformt und mit einer Drehhilfe nachgeformt« beschrieben und anhand von Analogien schwerpunktmäßig in das 11. Jahrhundert datiert.

Das Formenspektrum des 11. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts (Abb. 18) ist von stark bauchigen Töpfen mit hoch liegender Schulter und zunächst einer breiten Palette betont gerundet ausgebogener, später mehr oder weniger stark kantig umgelegter Randformen mit vielfältigen

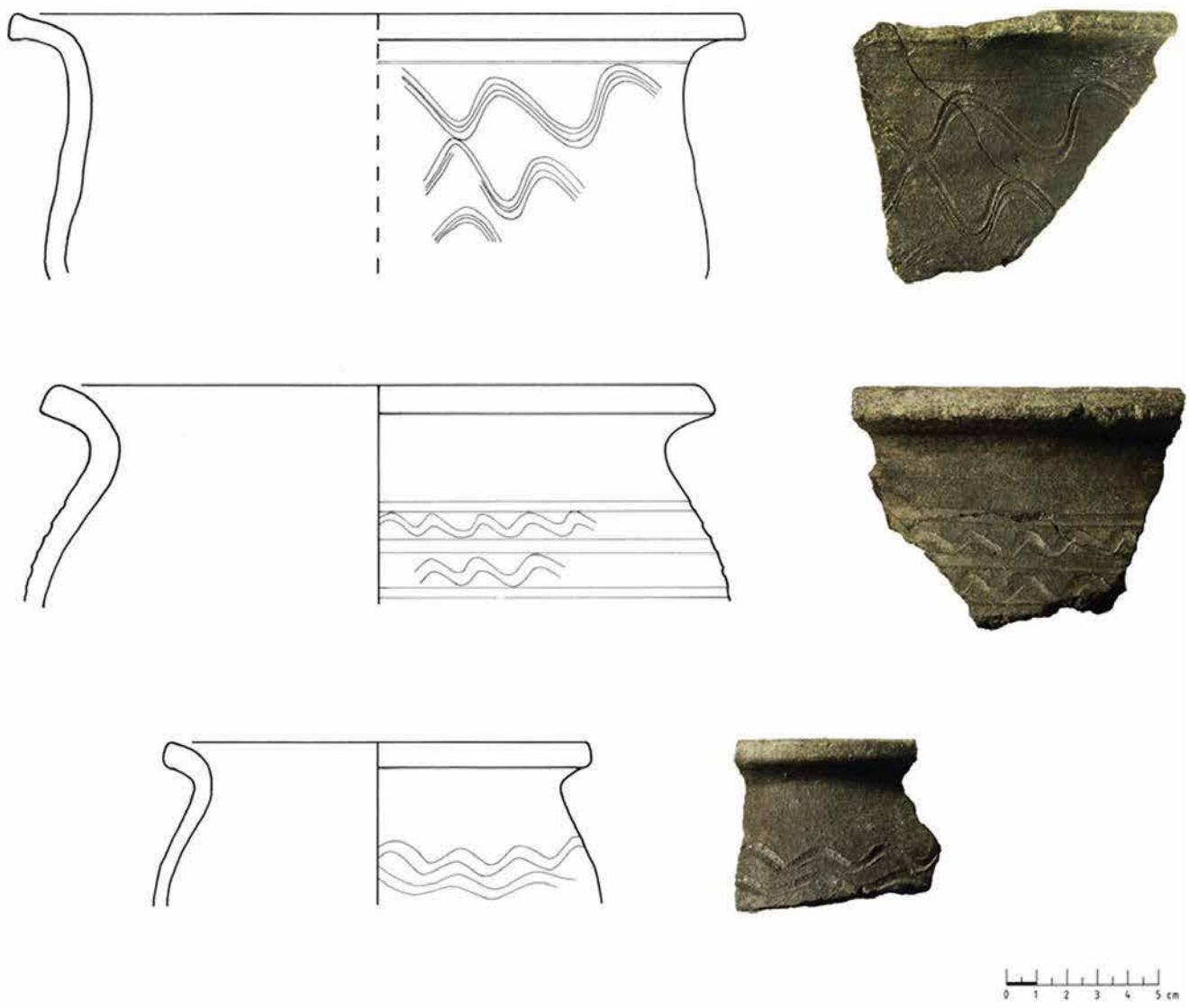


Abb. 16: Unteres Mühlviertel, Neu-Aist. Keramik »um 1000«.

Randabschlüssen geprägt. Neue Formen treten in diesem Zeitraum vereinzelt in Form von scheibenförmigen Flachdeckeln, konischen Schüsseln und Doppelhenkelkannen mit Rohrausguss hinzu. Als Zierelemente sind horizontal umlaufende Rillen, seltener Wellenlinien und Einstichreihen zu beobachten.

Während der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts besitzt die Mehrzahl der Gefäße noch immer einen stark grafithaltigen Scherben, doch die Formdetails haben sich etwas verändert. Die Töpfe sind weiterhin stark gebaucht mit hoch liegender Schulter, nunmehr mit markant, mitunter nahezu waagrecht umgelegten, etwas unterschnittenen Randformen (Abb. 19). 1992 wurde im Zuge archäologischer Grabungen an der Stadtmauer von Wels ein strukturell vergleichbarer Topf aus grafithaltiger Irdenware mit vergleichbarem Dekor, jedoch mit einem Umbruch von der Schulter zum Bauch (Abb. 23/links oben), geborgen. Flachdeckel treten nun in ihrer jüngeren Ausprägung mit aufgestelltem Rand auf, die Schüsseln nähern sich einer kalottenförmigen Kontur an. Neu erscheint Beleuchtungsgerät. Neben kleinen Lampenschalen mit Auszipfelungen zur Dochteinlage sind Fragmente von zwei Schaftleuchtern hervorzuheben, wovon jener vom Strafenberg mit der Applikation einer modellierten männlichen Figur verziert ist. Wellenlinien und breite horizontale Rillen bleiben weiterhin beliebt (siehe Abb. 19).

Etwa ab der Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt sich ein technologischer Wandel abzuzeichnen. Im Mühlviertel tritt zu den Grafitanteilen zunächst Glimmer hinzu, bis dieser in nennenswerten Mengen den einzigen Zuschlagsstoff bildet, was mit dem Aufsuchen anderer lokaler Tonlagerstätten und einer anderen Brennweise einhergeht. Bis zum Abschluss dieser auch überregional zu beobachtenden Neuorientierung treten alle drei Keramikarten an verschiedenen Burgställen in unterschiedlicher Gewichtung parallel auf. Auf den lokal anstehenden Tonlagerstätten mit Grafitanteilen beruht die regionale Besonderheit des Mühlviertels, dass glimmerhaltige Keramik zwar in den Vordergrund tritt, die Tradition des grafithaltigen Scherbens jedoch noch bis an die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert aktuell bleibt mit den in diesem Zeitraum gemäßen Formen, wie beispielsweise die weit ausgebogenen Ränder vom Rametstein zeigen (Abb. 20).

Ist die hochmittelalterliche grafithaltige Irdenware tendenziell reduzierend dunkelgrau bis nahezu schwarz gebrannt, so ist bei den grafit- und glimmerhaltigen beziehungsweise glimmerhaltigen Keramikarten zunächst ein nicht ausreichend kontrollierter Oxidationsbrand mit rotbraunem Scherben,

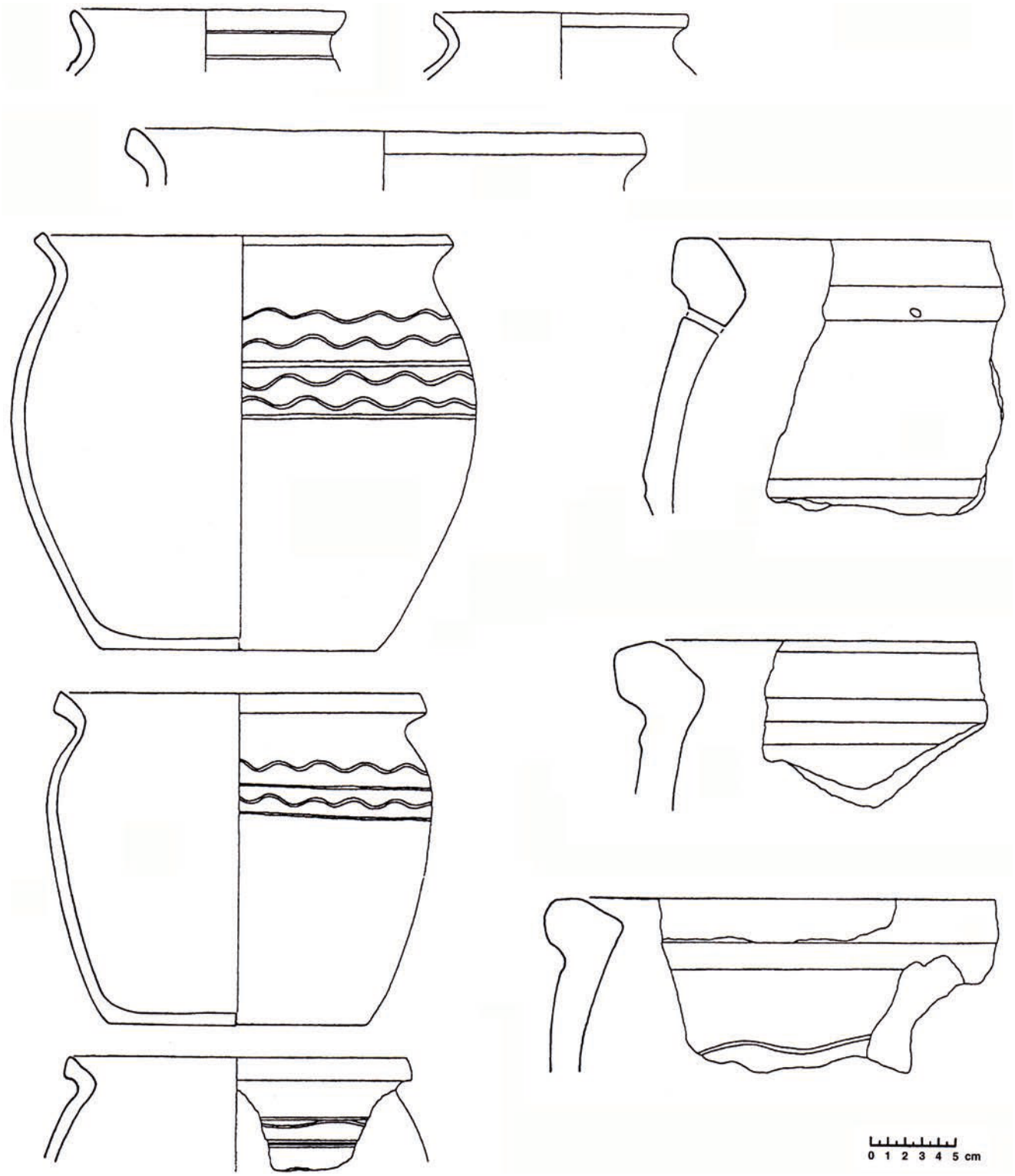


Abb. 17: Unteres Mühlviertel, Auhof bei Perg. Keramik des 11. Jahrhunderts (nach Scharrer-Liška 2007).

meist mit Reduktionskern, bis weit in das 13. Jahrhundert zu beobachten. Im Mühlviertel wird das Formenspektrum der glimmerhaltigen Keramik der fortgeschrittenen zweiten Hälfte des 12. und des 13. Jahrhunderts von tendenziell kugelbauchigen Töpfen dominiert. Auf etlichen Burgställen tritt nun verstärkt ein jeweils eigenständiges Repertoire an speziellen Randformen auf, die an anderen Fundorten nicht zu verzeichnen sind, wie die beiden Beispiele vom Hochhaus Buchberg (Abb. 21/rechts oben) zeigen. Flachdeckel mit aufgestelltem Rand treten nun vermehrt auf, neu ist die Form der Bügelhenkelkanne (Abb. 21).

Der Formenvorrat des fortgeschrittenen 13. Jahrhunderts (Abb. 22) umfasst bauchige Töpfe mit mehr oder weniger stark ausgebogener Randzone mit umgeschlagenem, unterschnittenem Randabschluss (Kragenrand) und kleinerem Boden, weiters kalottenförmige Schüsseln, hohe Lampenschalen, Bügelhenkelkannen mit Rohrausguss in ihrer jüngeren Variante und weiterhin Flachdeckel mit aufgestelltem Rand.

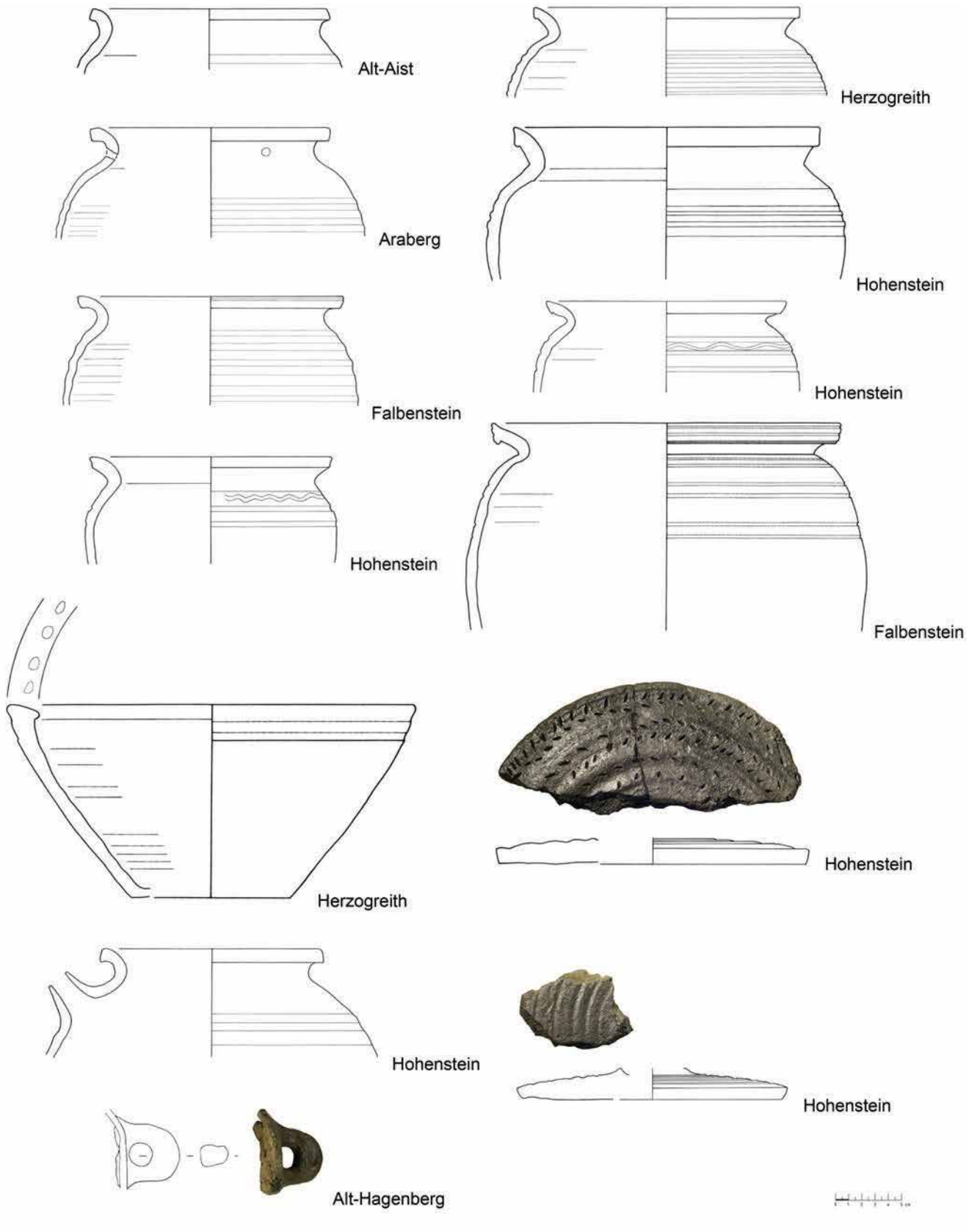


Abb. 18: Unteres Mühlviertel. Stark grafithaltige Irdenware (11. bis erste Hälfte 12. Jahrhundert).

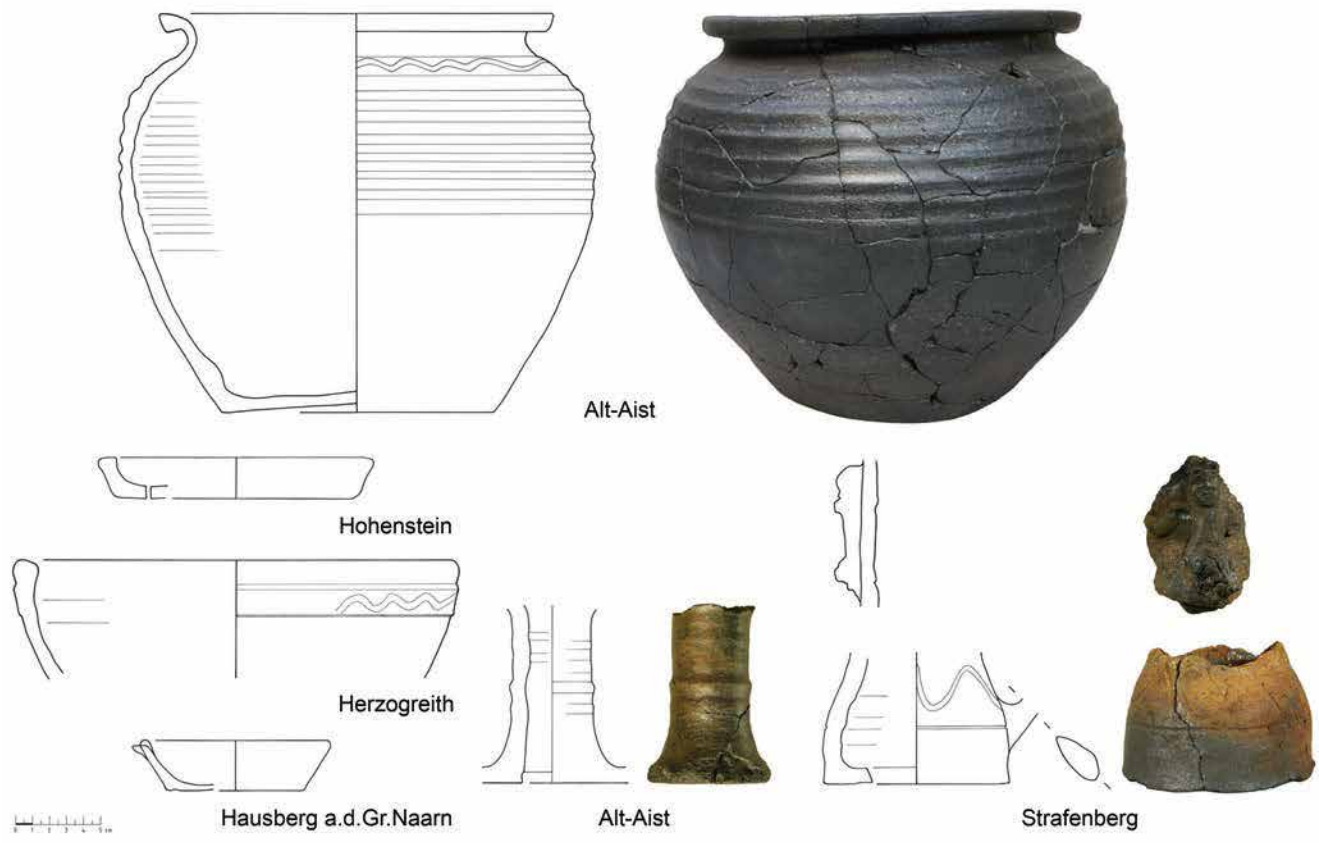


Abb. 19: Unteres Mühlviertel. Stark grafithaltige Irdenware (zweite Hälfte 12. Jahrhundert).

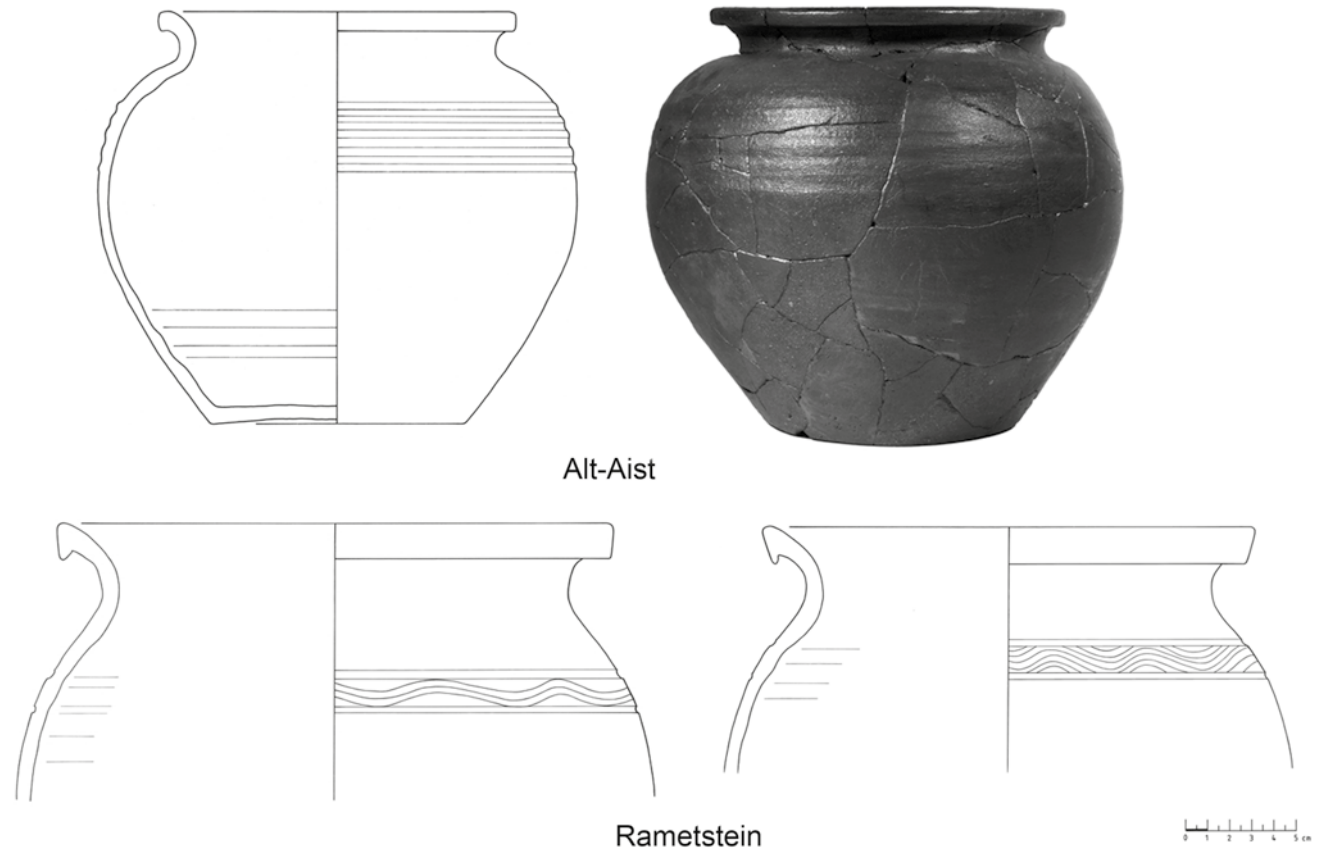


Abb. 20: Unteres Mühlviertel. Stark grafithaltige Irdenware (zweite Hälfte 12. bis 13. Jahrhundert).

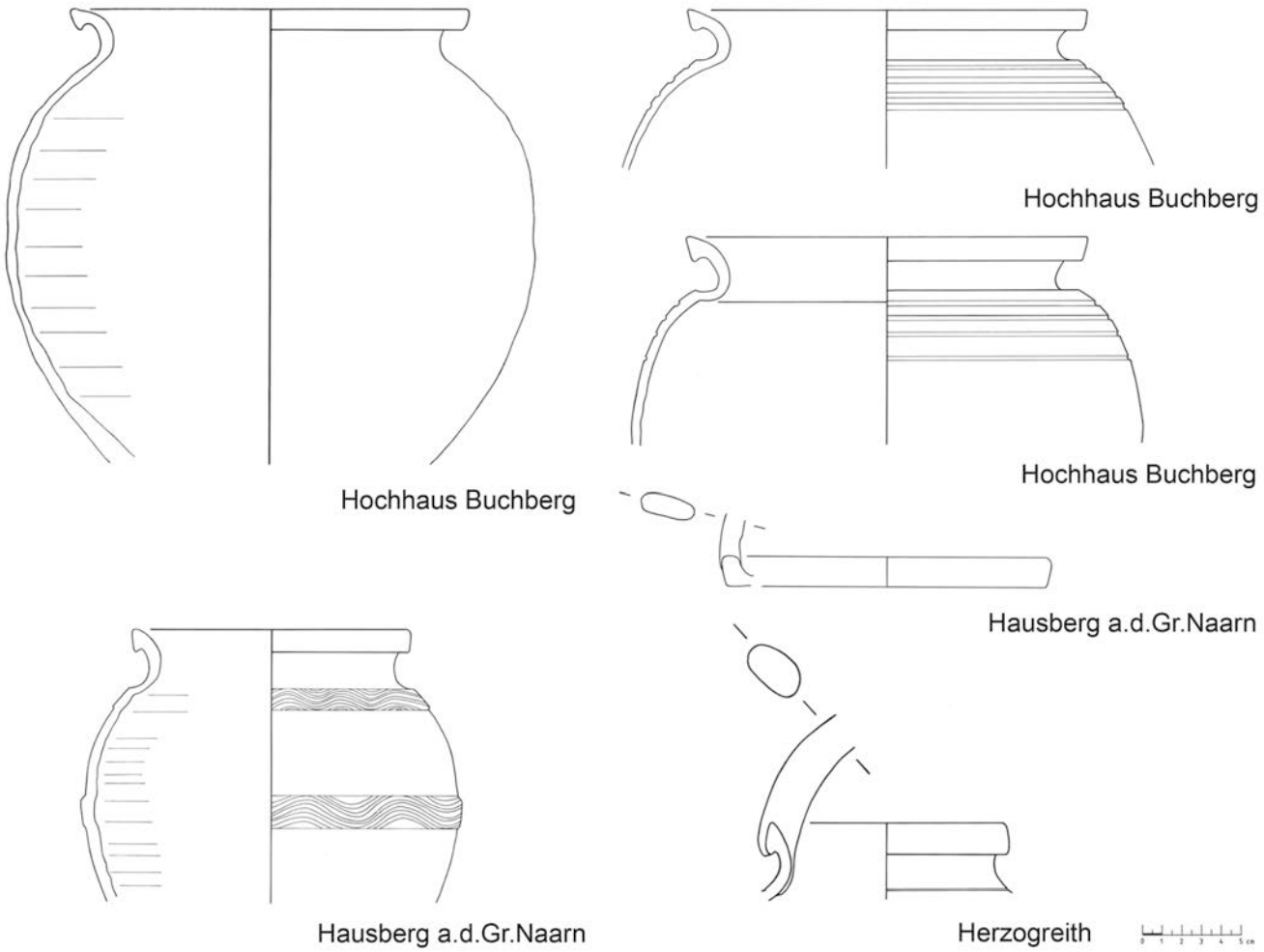


Abb. 21: Unteres Mühlviertel. Glimmerhaltige Irdenware (zweite Hälfte 12. bis 13. Jahrhundert).

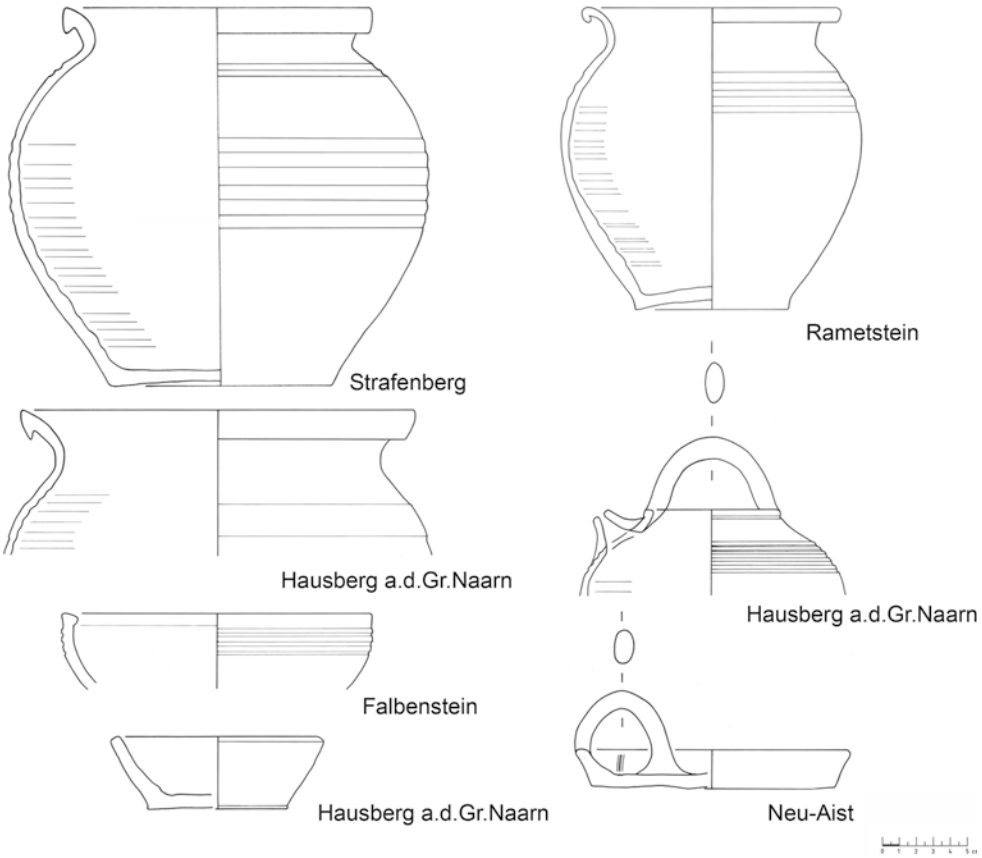


Abb. 22: Unteres Mühlviertel. Glimmerhaltige Irdenware (13. Jahrhundert).

In Enns wurde 1931 im Gasthof »Zur goldenen Krone« beim Einbau eines Benzintanks in einer runden Nische des Fundaments der Außenmauer ein Topf gefunden, der damals als Bauopfer interpretiert wurde. Handaufgebaut und gut nachgedreht, weisen die bauchige Gefäßkontur mit abfallender Schulter und kleinem Boden sowie der glimmerhaltige, tendenziell oxidierend rötlichbraun gebrannte Scherben in den Zeitraum von der zweiten Hälfte des 12. bis in das erste Drittel des 13. Jahrhunderts. Den Übergang von der Schulter zum Bauch betont eine Rillenzone (Abb. 23/rechts oben).

Mit der während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts beginnenden Verwendung der fußbetriebenen, schnell laufenden Töpferscheibe (Sprossenscheibe) ist ein wesentlicher technologischer Fortschritt zu beobachten, der die serielle Herstellung gleichförmiger Gefäße im Rahmen der handwerklichen Bandbreite ermöglichte. Im städtischen Handwerk geht damit auch der Wechsel zu der unter kontrolliert reduzierend geführter Atmosphäre grau gebrannten Irdenware einher. Diese technologische Neuerung ermöglichte, bei gleicher Brenntemperatur wie beim oxidierend geführten Brand einen härteren und dichteren Scherben zu erzielen, verbunden mit einer Brennmaterialersparnis. Dazu sind zwei bauchige Töpfe mit mehr oder weniger stark ausgebogenen Kragenrändern anzuführen. Das Exemplar aus Enns (Abb. 23/links unten) wurde 1897 im Zuge des Abbruchs eines Hauses geborgen. Aus einem Hafnerabfall in Wels stammt der als Fehlbrand vorliegende Topf (Abb. 23/rechts unten). Durch zu hohe Brenntemperaturen entstanden die dicken Aufgasungen und die Deformierung.

1928 gelang in Oberleim (Gemeinde Ungenach, Hausruck) die Bergung zweier Hafnerabfälle. Von dem älteren aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind vier scheibengedrehte Töpfe als bei zu hohen Brenntemperaturen verfärbte und deformierte Fehlbrände erhalten (Abb. 24, besonders OL 1 und OL 4). Die bauchigen Töpfe haben einen dreieckig verdickten Rand, einen verhältnismäßig kleinen Boden und flächigen Rillendekor auf dem Bauch. Die lokal im Hausruck anstehenden, eisenarmen Rohtone ergeben in oxidierendem Brand Gefäße mit hellbeigem Scherben, die in der älteren Literatur auch als »Hausruckware« bezeichnet wurden.

Der Burgstall Bergham bei Geboltskirchen (Bezirk Grieskirchen, Hausruck) wurde erstmals vor 1150 urkundlich erwähnt, der Untergang der Burg ist anhand der Quellenlage »um 1322« anzunehmen. Im Rahmen lokaler Forschungen konnten Historiker Lesefunde bergen, die wohl in den Zeitraum der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis »vor 1322« eingeordnet werden dürfen. Das Formenspektrum beschränkt sich auf Töpfe. Den älteren Anteil bilden dreieckig verdickte, unterschnittene Randformen (Kragenrand) der grafithaltigen Irdenware (Abb. 25/BH 1–4) der zweiten Hälfte des 12. und des beginnenden 13. Jahrhunderts. Den Technologiewechsel zeigt die Mehrzahl der Bruchstücke aus lokaler, oxidierend hellbeige gebrannter Irdenware von scheibengedrehten, stark bauchigen Töpfen mit kleinem Boden und den für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts bis in das beginnende 14. Jahrhundert charakteristischen, weit ausladenden Randformen mit einer breiten Palette synchroner, mehr oder weniger viereckig verdickter Randabschlüsse (Abb. 25/BH 5–13). Auf dem Bauch verlaufen horizontal erhabene Leisten mit Wellenlinie oder Wellenband (Abb. 25/BH 14–16).

Eine Ergänzung bilden vier Münzgefäße, wobei die Problematik ihrer Datierung hier unerörtert bleiben muss. Mit Ausnahme des fragmentierten Gefäßes aus Fraham handelt es sich um Miniaturtöpfe.

Mit einer Datierung »um 1165« ist der Topf von Meitschenhof (Marktgemeinde Pregarten; Abb. 26) das älteste Münzgefäß Oberösterreichs, das eine Form überliefert, die bisher nicht aus anderen Fundmaterialien belegt ist. Die Formung des 11,2 cm hohen Gefäßes erfolgte »auf einer langsam drehenden Scheibe«, der glimmerhaltige Scher-



Abb. 23: Wels und Enns. Entwicklung im städtischen Bereich (12. bis 13. Jahrhundert).



Abb. 24: Hausruck, Oberleim. Hafnerabfall mit scheibengedrehter, oxidierend gebrannter Irdenware (erste Hälfte 13. Jahrhundert).

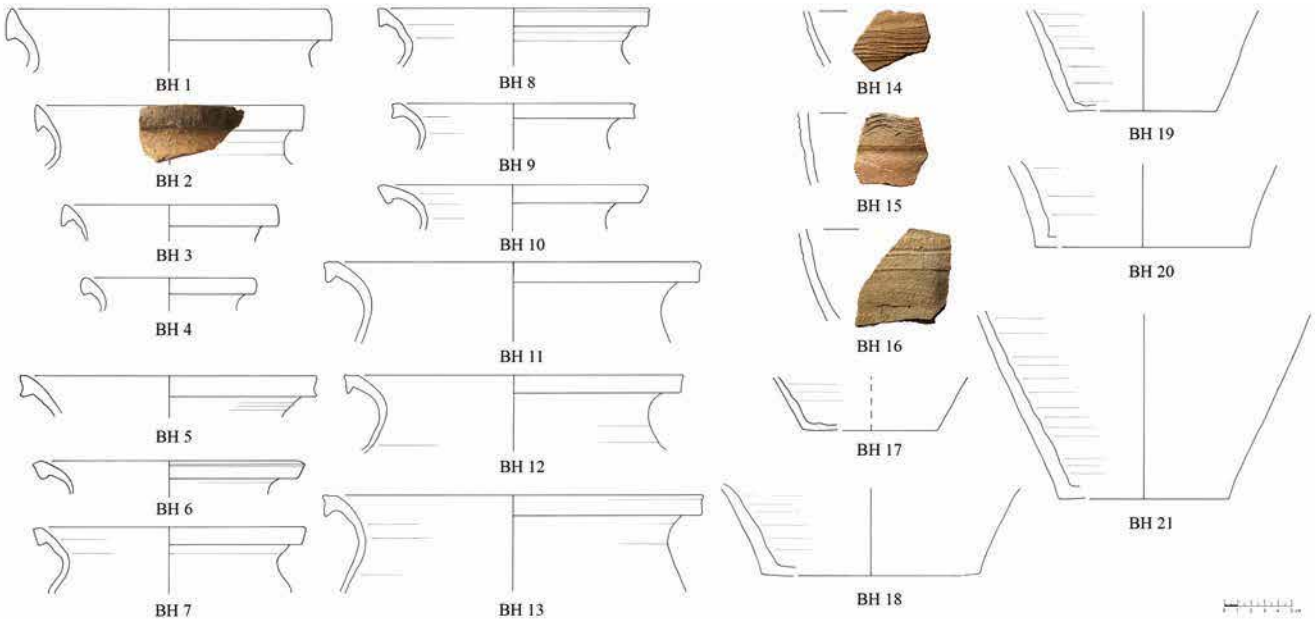


Abb. 25: Hausruck, Burgstall Bergham bei Geboltskirchen. Grafithaltige Irdenware (BH 1–4) und oxidierend hellbeige gebrannte Irdenware (BH 5–21) des 12. Jahrhunderts bis »vor 1322«.

ben ist tendenziell oxidierend mittelbraun bis graubraun gebrannt.

Vom Münzgefäß aus Fraham (Bezirk Eferding), das »um 1200 verborgen« wurde (Abb. 27), sind nur mehr Fragmente des Unterteiles eines bauchigen Topfes (erhaltene Höhe rund 12,5 cm, Bodendurchmesser rund 15 cm) vorhanden. Vom Bearbeiter Hermann Steininger wird er als »gleichmäßig dünnwandige Drehscheibenarbeit« mit grafit- und glimmerhaltigem, oxidierend hellbraun bis ziegelrot gebranntem Scherben beschrieben.

Der mit einer Höhe von nur 7,2 cm sehr kleine scheibengedrehte Münztopf aus Haibach bei Saming (bei Schärding; Abb. 28) mit aufgestelltem Rand, betont bauchiger Kontur und glimmerhaltigem, tendenziell oxidierend gebranntem Scherben wird »um 1265« datiert.

Die beiden Münztöpfe aus Oedt (Stadtgemeinde Traun; Abb. 29) sind mit ihrem Verbergungszeitraum »vor 1308« die jüngsten Stücke. Sie werden als »relativ gute Drehscheibenarbeit« beschrieben und sind ohne intentionelle Zuschläge in ungeregelter Mischatmosphäre gebrannt. Das vollständige Miniaturgefäß (Abb. 29/links) hat eine Höhe von 6 cm. Das zweite Gefäß mit gleichem Scherben ist fragmentiert, ein Henkelansatz ist zu erkennen.

Zusammenfassung

Obwohl in Oberösterreich keine stratifizierten und extern datierten Funde aus dem 11. bis 13. Jahrhundert vorliegen, lassen sich derzeit in den beiden großen Keramikregionen des Mühlviertels und des Hausrucks sowie im städtischen



Abb. 26: Münztopf von Meitschenhof (Marktgemeinde Pregarten). Glimmerhaltige, oxidierend gebrannte Irdenware (»um 1165«).

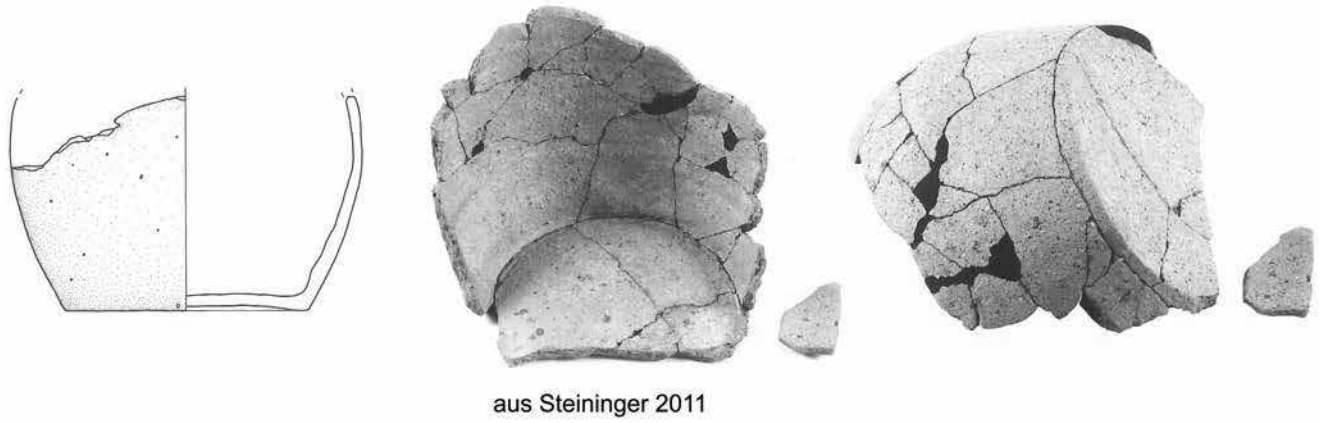


Abb. 27: Münzgefäß von Fraham (Bezirk Eferding). Grafit- und glimmerhaltige, oxidierend gebrannte Irdenware (»verborgen um 1200«).



Abb. 28: Münztopf von Haibach bei Saming (bei Schärding). Scheibengedrehte, glimmerhaltige, oxidierend gebrannte Irdenware (»um 1265«).

Bereich die technologischen Fortschritte dokumentieren und relativchronologische Formenreihen erstellen.

Die Gefäßformen sind zum Teil überregional vergleichbar. Die jeweiligen Scherbentechnologien sind durch die Verwendung kleinräumig anstehender Rohtone und diesen angepasste Brennatmosphären weitgehend regional geprägt.

Die Herstellungsmethoden in diesem Zeitraum beginnen mit der individuellen, nicht standardisierten Formgebung des Handaufbaues und des Nachdrehens zunächst der Randzone und später der gesamten Gefäßaußenseite auf einer langsam rotierenden Unterlage und reichen bis zur Entwicklung der schnell laufenden, fußbetriebenen Sprossenscheibe in Verbindung mit dem kontrolliert geführten, reduzierenden Brand in den Städten.

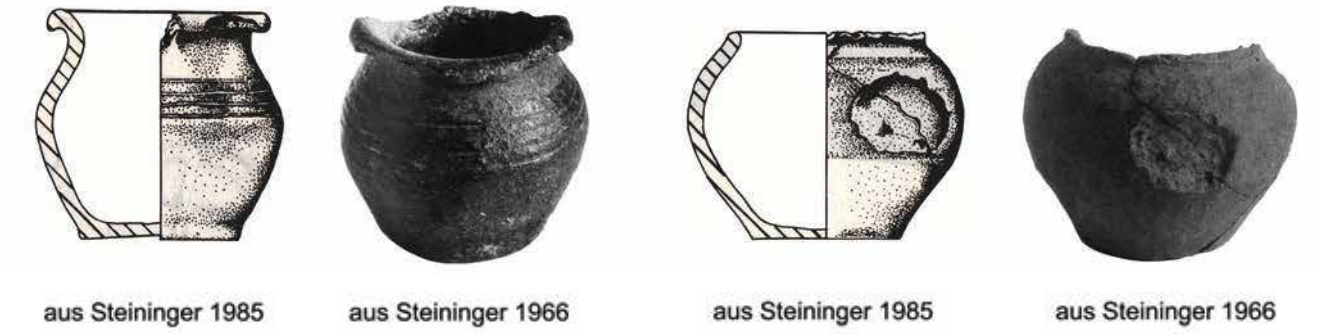


Abb. 29: Münztöpfe aus Oedt (Stadtgemeinde Traun). Scheibengedrehte, in Mischatmosphäre gebrannte Irdenware (»vor 1308«).

Literatur

Herbert Hiesmayr, *Der Burgstall Ober-Blasenstein in St. Thomas am Blasenstein, Bez. Perg, OÖ.*, Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins 142, 1997, 45–52.

Alice Kaltenberger, *Das Fundmaterial des Burgstalles Ober-Blasenstein in St. Thomas am Blasenstein, Bez. Perg, OÖ.*, Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins 142, 1997, 53–127.

Alice Kaltenberger, *Die Keramik der Grabungen des OÖ. Landesmuseums in Windischgarsten 1984–1985 und 1995.* In: *Die römische Straßenstation Gabromagus (Windischgarsten). Ausgrabungen und Funde*, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 9, Linz 2000, 85–276.

Alice Kaltenberger, *Keramik des Mittelalters und der Neuzeit in Oberösterreich. Band 1. Grundlagen*, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 23, Linz 2009.

Alice Kaltenberger, *Keramik des Mittelalters und der Neuzeit in Oberösterreich. Band 2. Katalog*, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 24, Linz 2009.

Alice Kaltenberger, *Hochmittelalterliche Keramik von Burgställen des Unteren Mühlviertels (Oberösterreich). Technologiewandel und Formenspektrum im historischen Kontext.* In: Lutz Grunwald (Hrsg.), *Den Töpfern auf der Spur. Orte der Keramikherstellung im Licht der neuesten Forschung*, Tagungen des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 21, 2015, 201–214.

Ämilian Kloiber, *Die Ausgrabungen auf dem »Hausberg« in Auhof bei Perg, Machland, Oberösterreich, im Jahre 1967*, Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins 113, 1968, 59–64.

Ämilian Kloiber und Manfred Pertlwieser, *Die Ausgrabungen 1966 auf der »Berglitzl« in Gusen und auf dem »Hausberg« in Auhof bei Perg, Oberösterreich*, Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins 112, 1967, 75–90, Taf. IX–XI.

Renate Miglbauer, *KG Wels*, Fundberichte aus Österreich 31, 1992, 554.

Renate Miglbauer, *Die Grabungen an der südlichen mittelalterlichen Stadtmauer.* In: *Geheimnisse aus dem Welser Boden. Archäologische Forschungen im Jahr 1992*, Mitteilungen aus dem Stadtmuseum Wels 3, 1993.

Gabriele Scharrer-Liška, *Die hochmittelalterliche Grafitkeramik in Mitteleuropa und ihr Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte*, Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 68, 2007.

Hermann Steininger, *Der Münztopf von Haibach bei Saming. Ein Beitrag zur mittelalterlichen ostbairisch-oberösterreichischen münzdatierten Keramik des 13. Jahrhunderts*, Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins 109, 1964, 233–237.

Hermann Steininger, *Die münzdatierten Tongefäße von Moosham und Oedt. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Keramik des 13. und 14. Jahrhunderts in Oberösterreich*, Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins 111, 1966, 305–316.

Hermann Steininger, *Das münzdatierte Tontöpfchen von Meitschenhof. Ein Beitrag zur datierten Keramik des 12. Jahrhunderts in Oberösterreich.* In: Herbert Mitscha-Märheim, Herwig Friesinger und Helga Kerchler (Hrsg.), *Festschrift für Richard Pittioni zum siebzigsten Geburtstag. II. Industriearchäologie und Metalltechnologie. Römerzeit, Frühgeschichte und Mittelalter*, Archaeologia Austriaca. Beiheft 14, Wien 1976, 402–410.

Hermann Steininger, *Die münzdatierte Keramik in Österreich. 12. bis 18. Jahrhundert. Fundkatalog*, Wien 1985.

Hermann Steininger, *Fundgefäß.* In: Bernhard Prokisch und Heinz Winter, *Der mittelalterliche Münzschatz von Fraham (p.B. Eferding, Oberösterreich) (verborgen um 1200)*, Numismatische Zeitschrift 118, 2011, 186–187.

Abbildungsnachweis

Abb. 14–16, 18–25, 26/rechts: Alice Kaltenberger.
Abb. 17: Scharrer-Liška 2007 (siehe Literatur), Taf. 1–3.
Abb. 26/links: Steiniger 1985 (siehe Literatur).
Abb. 27: Steiniger 2011 (siehe Literatur).
Abb. 28: Steiniger 1964, Steiniger 1985 (siehe Literatur).
Abb. 29: Steiniger 1966, Steiniger 1985 (siehe Literatur).

Autorin

Priv.-Doz.in Dr.in Alice Kaltenberger
Baumgartenstraße 22–24/2/9
1140 Wien

Katarina Predovnik

Vorsicht, Lücke!? Der aktuelle Forschungsstand und offene Fragen zur Keramik des 10. bis 12. Jahrhunderts in Slowenien

Einführung

Wie in weiten Teilen Österreichs und der angrenzenden Regionen Südosteuropas war auch in Slowenien bis vor einigen Jahrzenten die materielle Kultur des Alltags aus der Epoche am Übergang vom Früh- zum Hochmittelalter eines der am wenigsten erforschten Themenfelder.

Die erste Studie über die mittelalterliche Keramik mit dem Titel *Staroslovansko in srednjeveško lončarstvo v Sloveniji (Altslawische und mittelalterliche Keramik Sloweniens)* wurde zwar bereits 1939 in der Zeitschrift *Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo* von Rajko Ložar veröffentlicht. Aufgrund der Analyse von Einzelfunden und Fundkomplexen, die in damaligen Museen aufbewahrt wurden, gelang es Ložar, die technologischen und typologischen Hauptmerkmale der mittelalterlichen Keramik zu beschreiben und die Hauptunterschiede zwischen der frühmittelalterlichen, »altslawischen« Keramik und der spätmittelalterlichen Keramik des »Feudalzeitalters« zu definieren. Allerdings konnte er die Chronologie nur sehr grob umreißen. Trotz vereinzelter Versuche der Verfeinerung der Typochronologie in den 1970er-Jahren – insbesondere in Bezug auf die Keramikfunde aus der Wüstung Otok pri Dobravi – blieb diese Studie lange noch der Referenzpunkt für die Bestimmung der mittelalterlichen Keramik Sloweniens.

Für diese Situation lassen sich mehrere Gründe anführen. Erstens wurde Gefäßkeramik seit dem 9. Jahrhundert nicht mehr als Grabbeigabe verwendet, weshalb die Forschungsmöglichkeiten für diese Fundgattung auf Untersuchungen der Siedlungskontexte beschränkt sind. Zweitens wurde erst in den 1980er-Jahren in Bled-Pristava eine Siedlung aus dem späteren Frühmittelalter teilweise erforscht, wobei die Bearbeitung und Veröffentlichung der Funde jedoch erst 2008/2010 erfolgte. Ein dritter Aspekt betrifft das mangelnde Interesse der archäologischen Fachwelt an der Erforschung von hoch- und spätmittelalterlichen Siedlungsresten. Die ersten umfassenden Ausgrabungen an Fundstätten aus dieser Epoche wurden erst in den 1970er-Jahren durchgeführt, und zwar an der Burg Stari grad Celje/Ober Cilli sowie in der Wüstung Otok pri Dobravi, dem ehemaligen Marktfleck *Gutenwerd*. Die umfangreichen Keramikfunde stießen zwar auf Interesse, doch war die Aussagekraft der Funde aufgrund der damaligen Grabungsmethode erheblich eingeschränkt. Die eigentlichen stratigrafischen Kontexte wurden nicht adäquat erkannt und dokumentiert, sodass die absolutchronologische Bestimmung sowie die relativchronologischen Beziehungen zwischen den Funden spekulativ blieben. Dies verhinderte einen entscheidenden Forschungsfortschritt.

Ein grundlegender Wandel vollzog sich erst in den 1990er-Jahren. Die stratigrafische Grabungsmethode wurde zunächst an mittelalterlichen Fundstellen wie Koper-Kapucinski vrt, Ljubljanski grad/Burg Laibach oder Stari grad oberhalb Podbočje (trdnjava Kostanjevica/Veste Landestrost) eingeführt. An der Universität Ljubljana wurde das archäologische Curriculum um das Spezialfach Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit (slowenisch *arheologija mlajših obdobij*) erweitert, wodurch erstmals ein systematischer Ausbau des Wissens gewährleistet wurde. In der gleichen Zeit wurde in Slowenien das Konzept der modernen präventiven Archäologie entwickelt und im Rahmen des Autobahnnetzwerkausbaus systematisch umgesetzt. In der Folge wurden zahlreiche zuvor unbekannte Flachlandsiedlungen aus unterschiedlichen Epochen entdeckt und erforscht, darunter mehrere frühmittelalterliche (frühslawische) Siedlungen sowie hochmittelalterliche Wüstungen, insbesondere im Nordosten Sloweniens.

Die konsequente Anwendung der stratigrafischen Grabungsmethode sowie die Implementierung der Radiokarbondatierung führten zu neuen Erkenntnissen hinsichtlich der mittelalterlichen Keramik. Die ersten neuen Ergebnisse wurden in zwei von Mitja Guštin herausgegebenen Sammelbänden publiziert (*Zgodnji Slovani. Zgodnjesrednjeveška lončenina na obrobju vzhodnih Alp/Die frühen Slawen. Frühmittelalterliche Keramik am Rand der Ostalpen*, 2002; *Srednji vek. Arheološke raziskave med Jadranskim morjem in Panonsko nižino/Mittelalter. Archäologische Forschungen zwischen der Adria und der Pannonischen Tiefebene*, 2008). Zur gleichen Zeit erarbeitete Andrej Pleterski im Rahmen der Auswertung der Keramik aus der Siedlung Bled-Pristava eine Typochronologie der frühmittelalterlichen Keramik, die auf verschiedenen radiometrisch datierten Fundkomplexen basiert. Er definierte acht Haupttypen der Topfränder, von denen mehrere noch im 11. Jahrhundert oder sogar später geläufig waren.

Hinsichtlich der späteren mittelalterlichen Keramik sind die genannten Forschungsentwicklungen ebenso signifikant. Benjamin Štular erstellte im Rahmen der Bearbeitung der Funde aus der Burg Mali grad Kamnik/Unter Stein eine detaillierte Typologie der hochmittelalterlichen Randlippenformen. Dabei bezog er sich auf die von Hans Losert erstellte Typologie der fränkischen Keramik, passte diese jedoch dem slowenischen Fundgut an und ergänzte sie um neue Typen beziehungsweise Varianten. Später fügte Štular seinem typologischen Schema noch weitere spätmittelalterliche Randlippenformen hinzu.

Die zeitliche Einordnung einzelner Fundstücke konnte nun vom zuvor häufig angeführten Zeitraum »12. bis 16. Jahrhundert« auf eineinhalb oder zwei Jahrhunderte präzisiert werden. Endlich konnte auch Keramik identifiziert werden, die mit hoher Wahrscheinlichkeit dem 10. bis 12. Jahrhundert zugeordnet werden kann. Innerhalb eines Zeitraums von gut 20 Jahren wurden mindestens 20 Fundstellen mit Keramik aus der besagten Zeitspanne publiziert (Abb. 30). Die abgebildete Karte zeigt zwei Verdichtungszonen solcher Fundstellen: Die erste befindet sich im heutigen Zentralslowenien, im Einzugsgebiet des Flusses Sava, und die zweite im Nordosten, in der Region von Prekmurje, welche dem mittelalterlichen Königreich Ungarn angehörte. Die kulturellen Beziehungen und Einflüsse aus dem ungarischen Raum manifestieren sich in der mittelalterlichen materiellen Kultur dieser Region. Zudem weist das keramische Fundgut signifikante Unterschiede zu jenem aus Zentralslowenien auf.

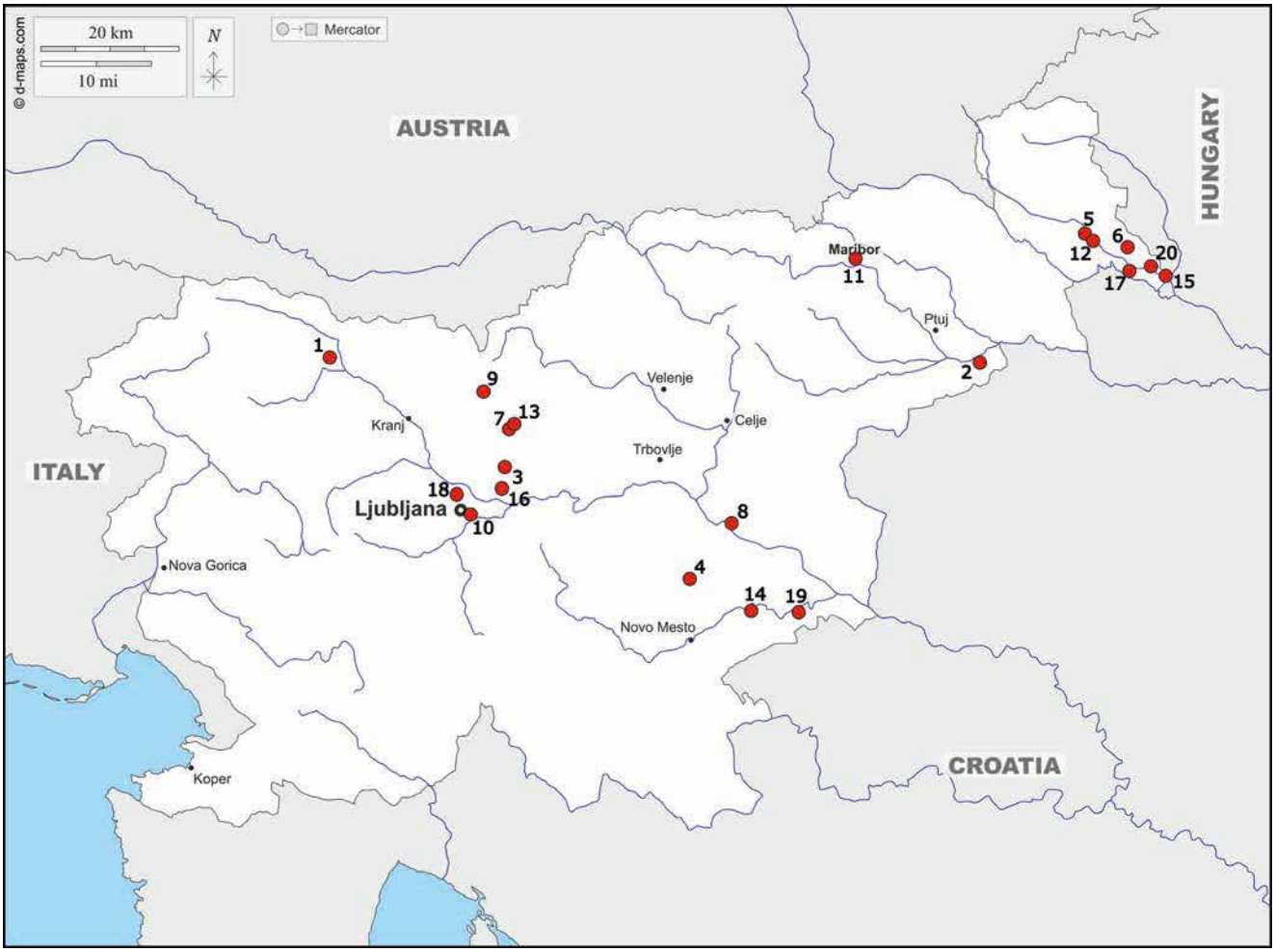


Abb. 30: Fundstellen mit Keramik des 10. bis 12. Jahrhunderts in Slowenien. 1 – Bled-Pristava, 2 – Burg Borl/Ankenstein, 3 – Dragomelj, 4 – Gorenji Mokronog, 5 – Gorice nahe Turnišče, 6 – Gornje njive nahe Dolga vas, 7 – Kamnik, 8 – Kompolje, 9 – Krvavec, 10 – Ljubljana, 11 – Maribor, Burg Obermarburg, 12 – Nedelica, 13 – Nevlje, 14 – Otok pri Dobravi/Gutenwerd, 15 – Pod Grunti nahe Pince, 16 – Podrečje, 17 – Pri Muri nahe Lendava, 18 – Pržanj, 19 – Stari grad nahe Podbočje, 20 – Zatak.

Es sei jedoch angemerkt, dass damit nicht alle Probleme der Typochronologie hochmittelalterlicher Keramik gelöst wurden. Während die Hauptmerkmale und Trends der technologischen sowie formellen Entwicklungen bereits hinlänglich erörtert wurden, bleibt die exakte zeitliche Einordnung individueller Formen nach wie vor ein unerreichtes Ziel. Verlässliche, präzise datierbare Fundkomplexe bilden die Voraussetzung für die Lösung der Fragen der keramischen Typochronologie und das Schließen bestehender Wissenslücken. Es ist jedoch festzustellen, dass gut abgesicherte Datierungsansätze, welche einen genauen, in konkreten Jahreszahlen erschließbaren Zeitraum beziehungsweise engen Datierungsrahmen für einen Fundkomplex ermöglichen, äußerst selten vorliegen. Die Datierung einer stratigrafischen Einheit sowie ihres Inventars bedarf stets einer sorgfältigen und kritischen Bewertung. Radiometrische Daten sind mit ihren eigenen Ungenauigkeiten behaftet, da das Alter einer datierten Probe als eine statistische Wahrscheinlichkeitsverteilung errechnet wird. Bei der Kalibrierung ergeben sich aufgrund der Schwankungsbreite und des Verlaufs der Kalibrationskurve oft sehr breite Datierungsrahmen.

Nichtsdestotrotz lässt sich die Chronologie der hochmittelalterlichen Keramik, zumindest in groben Umrissen, durch die stetig anwachsende Anzahl radiometrisch datierter Fundkomplexe sukzessive absichern. Die Frage, ob eine rein typologische Datierung einzelner Funde oder Fundkomplexe auf weniger als ein Jahrhundert überhaupt möglich ist, bleibt nach wie vor offen. Hochmittelalterliche Keramik wurde im Gebiet des heutigen Sloweniens in einem handwerklichen Kontext und in geringem Umfang produziert. Möglicherweise wurde die Töpferei als Haushandwerk ausgeübt, mit einer geringen Standardisierung und sehr langlebigen Produktionstraditionen. Ein Umbruch zeichnet sich erst an der Wende zum Spätmittelalter ab und ist auf die Einführung spezialisierter Handwerksbetriebe in urbanen Siedlungen zurückzuführen. Im Fundgut manifestiert sich dieser Umbruch in typologischen Änderungen, die mit der Verwendung der schnell rotierenden Töpferscheibe in Verbindung stehen, sowie in technologischen Entwicklungen wie beispielsweise dem Oxidationsbrand, der durch Verbesserungen der Töpferöfen ermöglicht wurde.

Charakteristik der hochmittelalterlichen Keramik

Bislang liegen keine systematischen archäometrischen Studien zur hochmittelalterlichen Keramik Sloweniens vor. Die ersten Analysen wurden zwar im Rahmen einer Magisterarbeit an einigen Scherben aus der Marktwüstung *Gutenwerd* durchgeführt. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass die zeitliche Einordnung dieser Keramik nicht eindeutig ist und die Studie auch jüngere Funde umfasste. Die ältesten ana-

lysierten Scherben aus *Gutenwerd* sind wahrscheinlich ins 12. Jahrhundert zu datieren.

Aufgrund makroskopischer Beobachtungen können für die Keramik aus der Zeitspanne zwischen dem späteren 10. und dem frühen 13. Jahrhundert folgende Feststellungen getroffen werden: Der Scherben weist eine grobe Magerung auf und erscheint im Bruch inhomogen, was auf eine unzureichende Vorbereitung und Knetung des Tons hindeutet. Optisch kann der Bruch als geklüftet oder gar geschichtet klassifiziert werden. Die Magerungspartikel präsentieren sich in der Regel als grob bis sehr grob und ungleichmäßig verteilt. Die Scherbenoberfläche ist körnig bis rau. Gerade dadurch unterscheidet sich die hochmittelalterliche Keramik von der frühmittelalterlichen, deren Oberfläche oft löchrig und seifig ist.

Die Gefäße wurden überwiegend in der Wulsttechnik aufgebaut und anschließend am Rand und an der Schulterpartie nachgedreht. Auch langsam gedrehte Ware ist vorhanden. Aufgrund dieser Ausformungsart ist die Gefäßwand dick; die typische Gefäßform dieser Zeit ist ein bauchiger oder nahezu bikonischer, eher niedriger Topf mit breitem Standboden (Abb. 31).

Schnell gedrehte Ware tritt schon ab der Mitte des 10. Jahrhunderts vereinzelt auf, doch setzten sich der Gebrauch der schnell rotierenden Töpferscheibe und die damit verbundenen Veränderungen im keramischen Formengut und bei den Dekoren erst ab der Mitte des 13. Jahrhunderts allmählich durch.

Im Hochmittelalter überwiegt der Reduktionsbrand, wobei auch unvollständige Oxidation mit Reduktionskern sowie Misch- oder Wechselbrand vorkommen. Die Scherben sind hart bis sehr hart gebrannt. Es wird angenommen, dass nicht alle Keramiken in Öfen gebrannt wurden, sondern auch der Feldbrand weit verbreitet war. Bislang sind in Slowenien so gut wie keine archäologischen Spuren von Töpferwerkstätten aus dem Hochmittelalter bekannt. Der einzige entsprechende Befund wurde in der hochmittelalterlichen ländlichen Wüstung *Ivankovci/Iwankatheluky* (Fundstelle Pri Muri pri Lendavi) im Nordosten Sloweniens dokumentiert. Es handelt sich wahrscheinlich um die Reste eines liegenden Töpferofens mit Mittelzunge. Die Ausgräber vertraten zwar die Auffassung, dass es sich um einen Metallverarbeitungsofen handle, doch liegen keine überzeugenden Indizien für diese Interpretation vor.

Im keramischen Formengut sind am stärksten bauchige oder fast bikonische Töpfe mit breitem Boden vertreten, welche besonders im Nordosten schon im 13. Jahrhundert allmählich durch schlankere Formen mit kleinerem Bodendurchmesser und einer hoch gestellten Schulter ersetzt werden. Die Töpfe weisen einen geraden, mitunter leicht gewölbten Standboden auf, der häufig mit sogenannten Töpferzeichen in niedrigem Relief versehen ist. Kreuzförmige und sternartige Motive überwiegen, es kommen aber auch netzartige und kreisförmige oder kombinierte Zeichen vor. Besonders viele Bodenzeichen sind aus Prekmurje bekannt.

Die Ränder sind ausladend gestaltet. Die Randlippenformen umfassen eine Vielzahl von Varianten, die sich in unterschiedliche Typen einteilen lassen. Dazu zählen einfache, nicht verstärkte und einfach abgeschnittene Ränder sowie Ränder mit leicht verstärktem und abgerundetem oder schräg abgeschnittenem Profil. Diese Formen gehen fließend in echte Leistenränder über. Einige davon weisen eine leichte Profilierung auf. Die Innenkehlung kann bei verschiedenen Randformen vorhanden sein und ist insbesondere beim sogenannten Kelchrand stark ausgeprägt. Darüber hinaus sind auch verstärkte Randlippen zu beobachten, die leicht



Abb. 31: Drei rekonstruierte Töpfe aus Vodiškarjeva hiša in Nevlje (11. bis 12. Jahrhundert).

untergriffig sind oder unten sogar eine ›Auszipfelung‹ aufweisen. Solche Formen gehen in echte Kragenränder über, welche jedoch erst im Spätmittelalter ihre Blütezeit erleben. Hohe, mehrfach profilierte Randlippen sind eine typisch spätmittelalterliche Form, die in Prekmurje seit dem späteren 13. Jahrhundert (siehe Zatak) und in Zentralslowenien möglicherweise erst seit dem 14. Jahrhundert nachweisbar ist (siehe Stari grad nahe Podbočje).

Vor dem 13. Jahrhundert war das keramische Formengut eher bescheiden. Neben Töpfen kommen einfache konische Schüsseln, vereinzelt auch flache Teller und Hohldeckel vor. Flaschen und Krüge sind insbesondere in Prekmurje vertreten, während sie in Zentralslowenien äußerst selten zu finden sind.

Verzierungen umfassen gerade Rillen und Wellenlinien sowie Reihen von eingedrückten Motiven. Oft wurden verschiedene Techniken und Motive kombiniert. Eindrücke oder kurze Einschnitte wurden am Hals oder am Übergang zur Schulter angebracht. Häufig bedeckt das Ornament nahezu den gesamten Gefäßkörper. Derartige Dekore sind

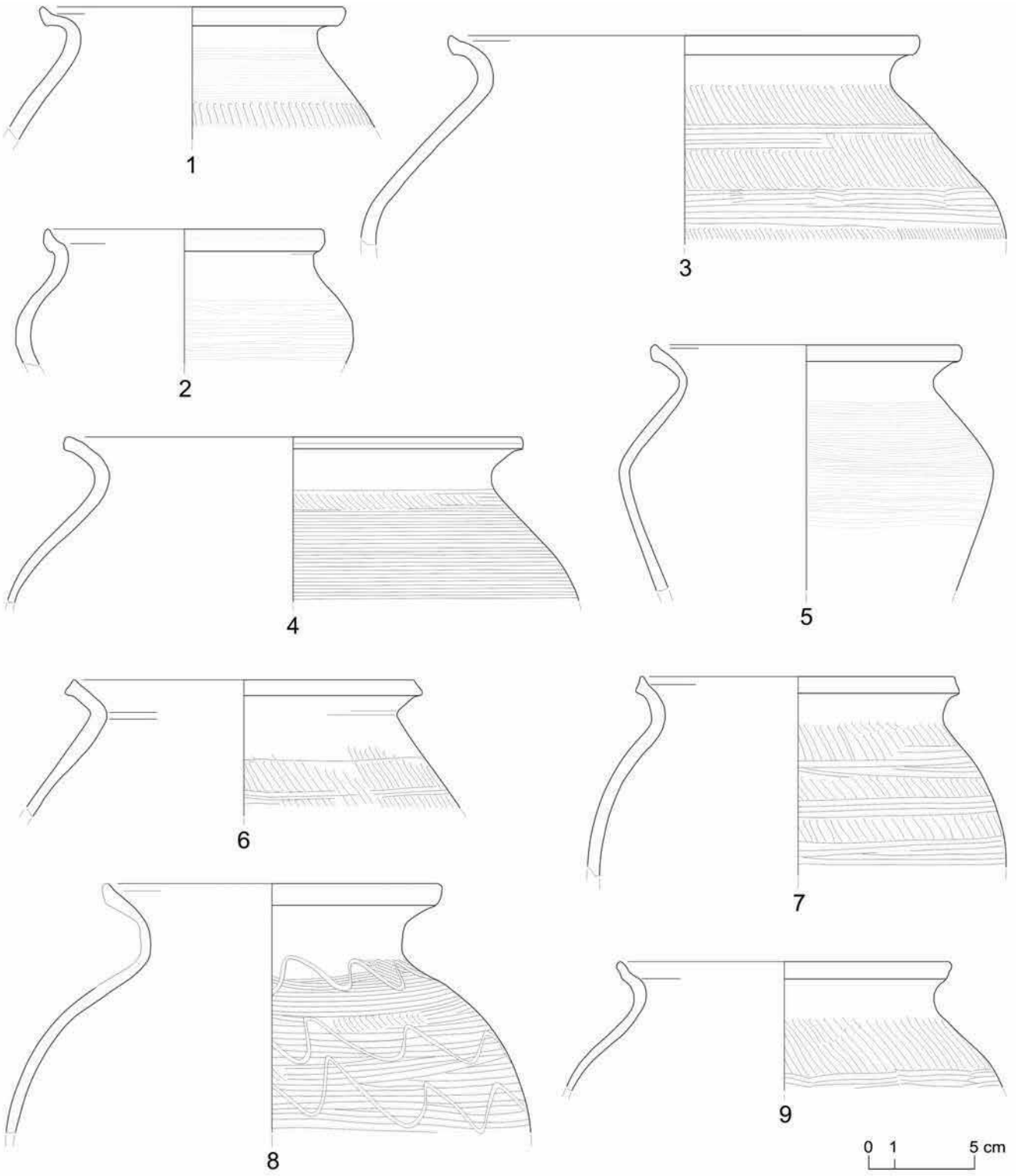


Abb. 32: Ausgewählte Keramikfunde aus Vodiškarjeva hiša in Nevlje (11. bis 12. Jahrhundert).

insbesondere in Prekmurje reichlich vertreten, während in Zentralslowenien eine andere Verzierungsart vorherrschend ist, die in Prekmurje bislang überhaupt nicht bezeugt ist. In Zentralslowenien war nämlich spätestens seit dem 10. Jahrhundert der Kammstrichdekor sehr beliebt (Abb. 32). Die Striche können in verschiedenen Ausrichtungen angebracht sein (sogar netzartig) und bedecken in der Regel nahezu den gesamten Körper. Häufig wurde Kammstrich im Schulterbereich mit gerillten Wellenlinien kombiniert.

Der Kammstrich ist im Friaul seit dem 7./8. Jahrhundert bis ins Hochmittelalter vertreten. Es liegen jedoch keine Belege für ein besonderes kulturelles Verhältnis zwischen Zentralslowenien und dem Friaul in dieser Zeit vor, da bislang aus dem Westen Sloweniens noch keine hochmittelalterlichen keramischen Funde bekannt sind. Andererseits könnte der Kammstrichdekor auch auf heimischen spätantiken Vorbildern beruhen, wobei die Art und Weise der Übertragung dieser Tradition durch die Jahrhunderte noch nicht ausreichend erforscht ist.

Probleme und offene Fragen

In den letzten drei Jahrzehnten hat die slowenische Mittelalterarchäologie einen signifikanten Aufschwung erfahren. Die Etablierung der stratigrafischen Grabungsmethode und die weitreichende Anwendung von Radiokarbonanalysen für die Datierung erbrachten zahlreiche neue Erkenntnisse, auch zur hochmittelalterlichen Keramik. Das Potenzial naturwissenschaftlicher Materialanalysen wird derzeit noch nicht vollends genutzt, kann es jedoch in den kommenden Jahren ermöglichen, völlig neue Fragen zu stellen.

Es ist evident, dass neue Entdeckungen sowie die Bearbeitung gut datierbarer Befunde und Fundkomplexe zur weiteren Verfeinerung der Typochronologie der Keramik des 10. bis 12. Jahrhunderts beitragen werden. Derzeit ist die Verteilung der erforschten hochmittelalterlichen Fundstellen in Slowenien jedoch noch unzureichend. Ganz Westslowenien sowie Teile der slowenischen Steiermark und Slowenisch-Kärntens sind in Bezug auf diese Thematik weiße Flecken auf der Karte, über die keine Aussagen möglich sind. Deutlich erkennbar sind jedoch die regionalen Unterschiede zwischen dem fernen Nordosten, der Region Prekmurje, und Zentralslowenien entlang der Sava und ihrer Zuflüsse. Die Regionalität der hochmittelalterlichen Keramik bedarf weiterer genauerer Forschung und Klärung hinsichtlich kultureller Einflüsse und weiterer Entwicklungen.

Schließlich soll auch die Frage der Übertragung keramischer Traditionen aus dem frühslawischen Frühmittelalter angesprochen werden. Die hochmittelalterliche Keramik zeigt zahlreiche Ähnlichkeiten mit der frühmittelalterlichen, aber auch signifikante Unterschiede zu dieser. Die Entwicklung dieser Materialgattung erfolgte im Hochmittelalter in einem völlig anderen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kontext unter der Oberhoheit der deutschen Könige, im Rahmen des Grundherrschaftssystems und unter einem Zufluss an Ideen, Kenntnissen und Bräuchen, welche die aus den deutschen Ländern stammenden Adeligen und Kolonisten mit sich brachten. Diese Bezüge sowie die Prozesse der Ausformung einer neuen, hochmittelalterlichen materiellen Kultur sind weitgehend unerforscht und stellen somit eine bedeutende Forschungslücke der slowenischen Mittelalterarchäologie dar.

Literatur

Mitja Guštin und Alenka Tomaž, *Zatak, pustota pri Lendavi*. In: Mitja Guštin (Hrsg.), *Srednji vek. Arheološke raziskave med Jadranskim morjem in Panonsko nižino/Mittelalter. Archäologische Forschungen zwischen der Adria und der Pannonischen Tiefebene*, Ljubljana 2008, 95–102.

Mitja Guštin und Alenka Tomaž, *Zatak pri Lendavi*, Arheologija na avtocestah Slovenije 51, Ljubljana 2016, Band I, 30–40.

Martin Horvat (Hrsg.), *Srednjeveška/Medieval Ljubljana*, Ljubljana 2018.

Milena Horvat, *Podrečje pri Viru*, Arheologija na avtocestah Slovenije 79, Ljubljana 2019, 42–69.

Ivan Marija Hrovatin und Peter Turk, *Pržanj pri Ljubljani. Naselbinska jama 17*. In: Mitja Guštin (Hrsg.), *Srednji vek. Arheološke raziskave med Jadranskim morjem in Panonsko nižino/Mittelalter. Archäologische Forschungen zwischen der Adria und der Pannonischen Tiefebene*, Ljubljana 2008, 145–151.

Branko Kerman, *Gornje njive pri Dolgi vasi 2*, Arheologija na avtocestah Slovenije 36, Ljubljana 2013, 38–48.

Branko Kerman, *Pod Grunti-Pince pri Pincah*, Arheologija na avtocestah Slovenije 55, Ljubljana 2018, 92–99.

Evgen Lazar, Monika Arh und Bine Kramberger, *Grad Borl. Arheološke raziskave v letu 2019*, Monografije CPA 14, Ljubljana 2022, 32–38.

Tomaž Nabergoj, *Srednjeveška keramika iz Ljubljane in Ljubljanice iz zbirk Arheološkega oddelka Narodnega muzeja Slovenije*, Argo 42/1, 1999, 39–67.

Ana Plestenjak, *Gorice pri Turnišču*, Arheologija na avtocestah Slovenije 12, Ljubljana 2010, 46–48.

Andrej Pleterski, *Zgodnjesrednjeveška naselbina na Blejski Pristavi. Tafonomija, predmeti in čas/Frühmittelalterliche Siedlung Pristava in Bled. Taphonomie, Fundgegenstände und zeitliche Einordnung*, Opera Instituti Archaeologici Sloveniae 19, Ljubljana 2010.

Andrej Pleterski und Mateja Belak, *Lončenina z Gradu na Gorenjem Mokronogu in vprašanje prevzema lončarskih znanj/Keramik vom Grad am Gorenji Mokronog und die Frage der Übernahme von Töpfereiwissen*. In: Mitja Guštin (Hrsg.), *Zgodnji Slovani. Zgodnjesrednjeveška lončenina na obrobju vzhodnih Alp/Die frühen Slawen. Frühmittelalterliche Keramik am Rand der Ostalpen*, Ljubljana 2002, 98–103.

Andrej Pleterski und Luka Peršič, *Krvavec*. In: Mitja Guštin (Hrsg.), *Srednji vek. Arheološke raziskave med Jadranskim morjem in Panonsko nižino/Mittelalter. Archäologische Forschungen zwischen der Adria und der Pannonischen Tiefebene*, Ljubljana 2008, 137–144.

Katarina Predovnik, *Trdnjava Kostanjevica na Starem gradu nad Podbočjem*, Archaeologia historica Slovenica 4, Ljubljana 2003, 50–59, 64.

Katarina Predovnik, *Die früh- bis hochmittelalterlichen Funde aus Nevlje, Slowenien. Spuren eines verschwundenen Herrenhofs?*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 39, 2023, 43–73.

Irena Šavel und Branko Kerman, *Gornje njive pri Dolgi vasi*, Arheologija na avtocestah Slovenije 6, Ljubljana 2008, 33–36.

Irena Šavel und Samo Sankovič, *Pri Muri pri Lendavi*, Arheologija na avtocestah Slovenije 23, Ljubljana 2011, 60–66.

Irena Šavel und Samo Sankovič, *Nedelica pri Turnišču*, Arheologija na avtocestah Slovenije 39, Ljubljana 2013, 53–56.

Katja Špec, *Keramika iz opuščenega srednjeveškega trga Gutenwerd. Keramično gradivo iz izkopavanj Narodnega muzeja Slovenije v letih 1972–1976*, unpublizierte Magisterarbeit Universität Ljubljana, 2025.

Mira Strmčnik Gulič, *Maribor. Doprinos materialnih virov k historični interpretaciji/Maribor. Beitrag materieller Quellen zur historischen Interpretation*. In: Mitja Guštin und Katarina Predovnik (Hrsg.), *Drobci nekega vsakdana/Bruchstücke eines Alltags*, Archaeologia historica Slovenica 2, Ljubljana 1997, 77–88.

Benjamin Štular, *Mali grad. Visokosrednjeveški grad v Kamniku/Mali Grad. High Medieval Castle in Kamnik*, Opera Instituti archaeologici Sloveniae 15, Ljubljana 2009, 123–134.
Gojko Tica, *Zgodnjesrednjeveško najdišče Kompolje-Pod malnom/Frühmittelalterliche Fundstelle Kompolje-Pod malnom*. In: Mitja Guštin (Hrsg.), *Srednji vek. Arheološke raziskave med Jadranskim morjem in Panonsko nižino/Mittelalter. Archäologische Forschungen zwischen der Adria und der Pannonischen Tiefebene*, Ljubljana 2008, 157–170.
Peter Turk, Dragomelj. *Zgodnjesrednjeveška naselbina/Dragomelj. Eine frühmittelalterliche Siedlung*. In: Mitja Guštin (Hrsg.), *Zgodnji Slovani. Zgodnjesrednjeveška lončenina na obrobju vzhodnih Alp/Die frühen Slawen. Frühmittelalterliche Keramik am Rand der Ostalpen*, Ljubljana 2002, 79–88.

Abbildungsnachweis

Abb. 30: Katarina Predovnik.
Abb. 31: Jašar Skorupan.
Abb. 32: Nataša Grum.

Autorin

Ao. Univ.-Prof.in Dr.in Katarina Predovnik
Universität Ljubljana
Philosophische Fakultät
Abteilung für Archäologie
Aškerčeva 2
1000 Ljubljana
Slowenien

Karin Kühtreiber

Zur Keramik des 11./12. Jahrhunderts im südöstlichen Niederösterreich

Die hier vorgestellte Keramikregion umfasst den Südosten des heutigen Niederösterreichs im Raum zwischen der Piesting im Norden und dem Semmering im Süden, der ab dem Ende des 10. Jahrhunderts bis ins 12. Jahrhundert als Teil der »Karantanischen Mark« galt. Herrschaftsgeschichtlich treten hier ab der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts einerseits die Grafen von Formbach und andererseits die Markgrafen von Steyr, die Otakare, in Erscheinung, deren jeweils angehörende Ministerialen mit zahlreichen Burgengründungen fassbar werden. Mit dem Aussterben der Formbacher 1158 trat die formbachische Ministerialität in die Gefolgschaft der Otakare, nach dem Tod Otakars IV. 1192 wurde der Raum im Wesentlichen babenbergisch.

Datierungsgrundlagen

Die Region sowie das nördlich anschließende Gebiet bis in den Raum Baden war in den 1990er-Jahren Schauplatz von Burgengrabungen in Möllersdorf, Lanzenkirchen und Dunkelstein. Alle drei archäologischen Untersuchungen erfolgten als Schichtgrabungen, sodass auf Grundlage der stratigrafischen Befundabfolge und der enthaltenen Fundmaterialien lokale relative Keramikchronologien erarbeitet und diese im Anschluss zu einer regionalen Gesamtchronologie verbunden werden konnten. Die absoluten Datierungen wurden über Analogien (münzdatierte Gefäße) oder historische Nachrichten gewonnen und fallen dementsprechend weitläufig und mit gewisser Unschärfe aus. Anhand der fassbaren Veränderungen im Aufkommen und der Verbreitung unterschiedlicher Keramikarten sowie der typologischen Entwicklung der Detailformen der Gefäßkeramik ließ sich so die Keramikentwicklung vom 11. bis ins 15. Jahrhundert nachvollziehen. Zusätzlich zu diesen Fundmaterialien liegen einige unstratifizierte Fundkomplexe vor, die sich typologisch in dieses Chronologiegerüst einbinden lassen. Auf dendrochronologischen Daten oder ^{14}C-Datierungen beruhende, absolutchronologisch einordenbare Fundkomplexe fehlen im vorgestellten Gebiet hingegen bislang (Abb. 33).

Für die Keramikentwicklung des 11./12. Jahrhunderts sind vor allem die Ergebnisse der Untersuchungen in der Burg Dunkelstein sowie die durch datierende Beifunde zeitlich eingrenzbaren Keramikfunde vom Hausstein bei Grünbach am Schneeberg aussagekräftig.

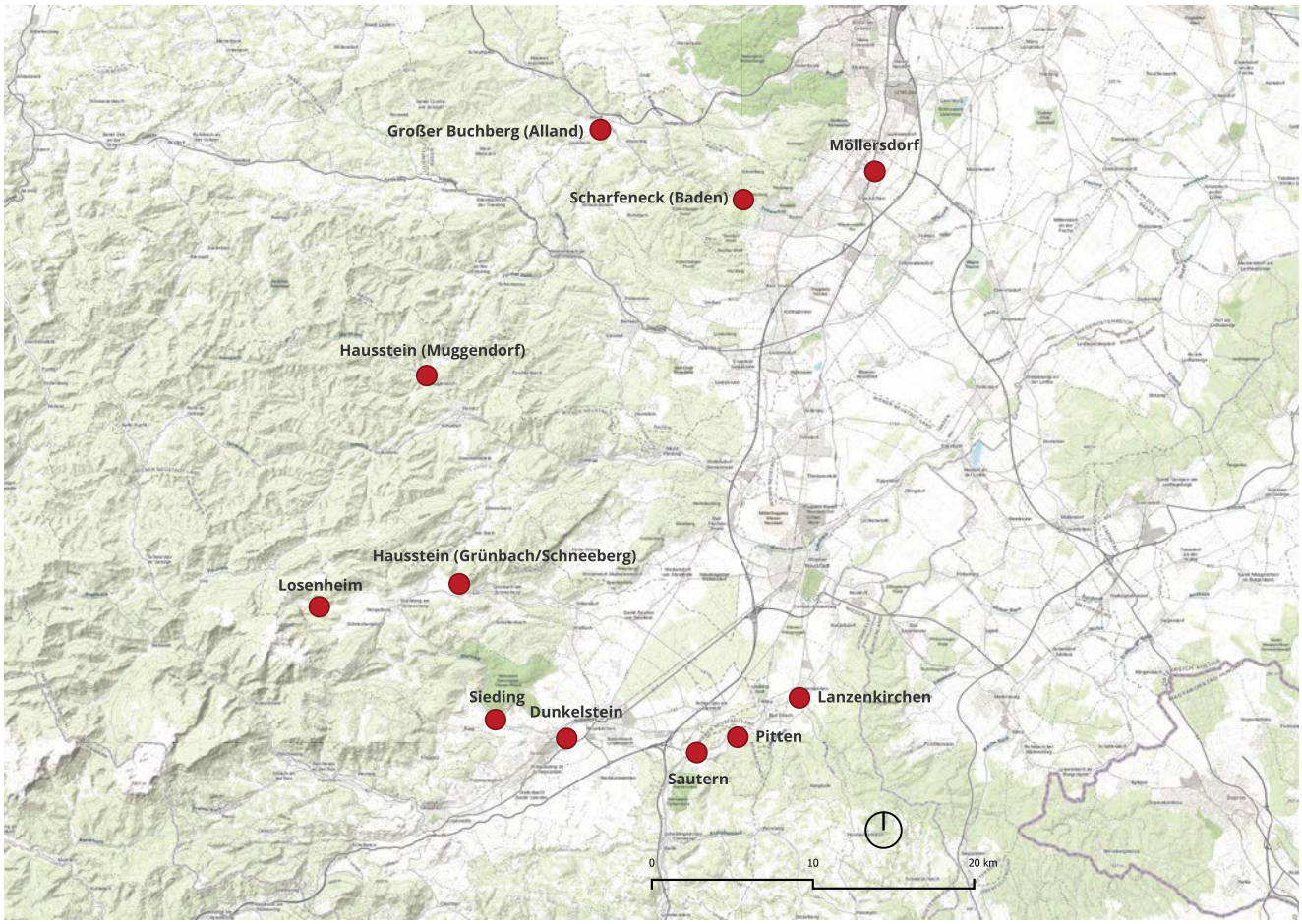


Abb. 33: Der Untersuchungsraum mit Kartierung der wichtigsten Fundstellen mit Keramikfunden des 11./12. Jahrhunderts.

Dunkelstein

Die heute in einem Ortsteil der Stadtgemeinde Ternitz gelegene Burg Dunkelstein wurde in den Jahren 1992 bis 2002 im Rahmen einer vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien durchgeführten Forschungsgrabung zu großen Teilen archäologisch untersucht. Die kleine, am südwestlichsten und zugleich höchsten Punkt einer Niederterrasse oberhalb des Schwarzatals situierte Burg konnte als der örtliche Sitz des Ministerialengeschlechts der Dunkelsteiner, deren Anfänge urkundlich unter Markgraf Otakar II. (1082–1122) im steirischen Ennstal fassbar sind, identifiziert werden. Die erstmalige Nennung nach Dunkelstein stammt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts beziehungsweise gesichert vor 1146, die letzte urkundliche Nachricht fällt ins Jahr 1222; historische Indizien sprechen dafür, dass die Burg im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts aufgegeben wurde.

In der Befundabfolge konnten sechs hochmittelalterliche Phasen unterschieden werden, die im Wesentlichen zwei keramische Hauptphasen umspannen: Die Keramikformen der Befundphasen 1 und 2 und jene der Befundphasen 4 bis 6 (Befundphase 3 erbrachte nur wenig Keramik). In der Synthese aus historischen Nennungen und unter Heranziehung von Analogien wurde für die Befundphasen 1 und 2 ein Datierungsrahmen von der zweiten Hälfte des 11. bis zur ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts vorgeschlagen, die Phasen 4 bis 6 umfassen die zweite Hälfte des 12. und die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Ein erster chronologisch signifikanter Unterschied zwischen diesen beiden Phasen betrifft die Verteilung der anhand der Magerungsmittel differenzierten Keramikarten: In der älteren Keramikphase (Befundphase 1 und 2) treten Grafitkeramik (42 %) und sand-/steinchenhaltige Keramik (45 %) etwa zu gleichen Anteilen auf, die verbliebenen 13 % entfallen auf Gefäße mit feiner Karbonatmagerung (Abb. 34/links). In den Befundphasen 4 bis 6 wandelt sich dieses Bild signifikant zugunsten sand-/steinchengemagerter Gefäße mit Mischbrand oder Oxidationsbrand mit Reduktionskern, die nun einen Anteil von 82 % einnehmen. Grafitkeramik rückt deutlich in den Hintergrund (15 %), karbonatgemagerte Keramik verschwindet nahezu vollkommen (1 %). Als neue, sehr kleine Gruppe erscheint des Weiteren glimmergemagerte Keramik (2 %), wie sie im niederösterreichischen Donauraum in der zweiten Hälfte des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts charakteristisch ist (Abb. 34/rechts).

Die Grafitkeramik der Befundphasen 1 und 2 (zweite Hälfte 11. bis erste Hälfte 12. Jahrhundert) zeigt das aus dem Donauraum bekannte Formenrepertoire: Schlanke Töpfe mit meist nicht verstärkten Rändern, die in unterschiedlichem Winkel ausbiegen, oder typologisch frühen Leisten- oder Kragenrändern. Die Gefäße tragen häufig Dekore in Form von Wellenbändern, Wellenlinien, umlaufenden Riefen oder plastischen Leisten am Gefäßumbruch (Abb. 35).

Töpfe der sand-/steinchenhaltigen Keramik weisen demgegenüber eine höhere Variationsbreite bei der Gestaltung der Randformen auf. Neben dem nicht verstärkten Rand (Abb. 36/1–2) treten bei diesen Gefäßen häufiger der Leistenrand (Abb. 36/3) sowie eine für den Raum sehr charakteristische Gestaltungsvariante auf: steil bis flach ausbiegende Ränder mit hochgezogener, betonter Leiste, leichter Innenkehlung und häufig verdickter Außenseite beziehungsweise verstärktem Randabschluss (Abb. 36/4–5). Diese Randform ist auf zahlreichen Fundplätzen in dem Raum nachweisbar und ausschließlich mit grafitfreier Keramik kombiniert. Überregionale Analogien sind insbesondere in der Steiermark (Eppenstein, Graz, Deutschlandsberg), aber auch in Ungarn (etwa in Sopron) zu finden; im Donauraum ist diese Randform hingegen nicht bekannt.

Die dritte in den ersten beiden Befundphasen auftretende Keramikgruppe bilden Gefäße mit feinkörniger Karbonatmagerung und Reduktions- oder Mischbrand. Dieses Geschirr lässt innerhalb des Fundmaterials generell noch am deutlichsten den Handaufbau erkennen, während alle übrigen Materialgruppen sorgfältige und außen meist den gesamten Gefäßkörper umfassende (Nach-)Drehspuren aufweisen. Die Randformen der karbonathaltigen Keramik entsprechen im

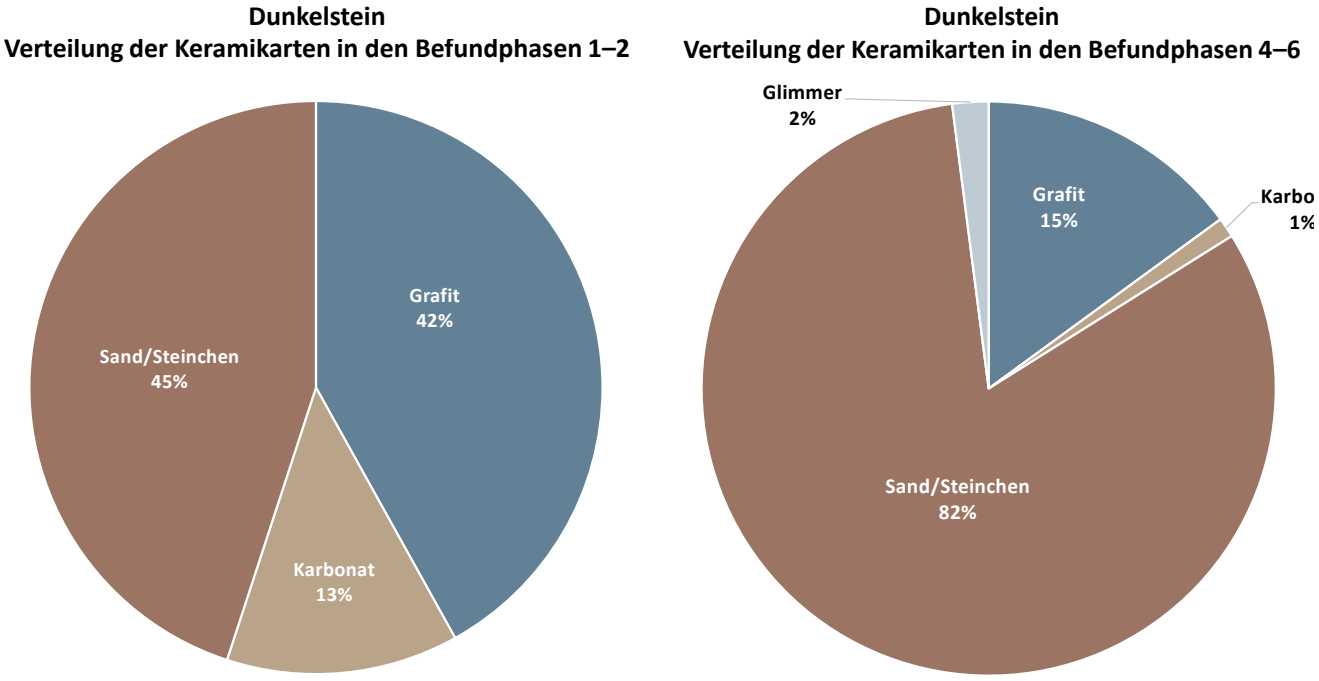


Abb. 34: Dunkelstein. Prozentuelle Verteilung der Keramikarten innerhalb der Befundphasen 1 und 2 sowie 4 bis 6.

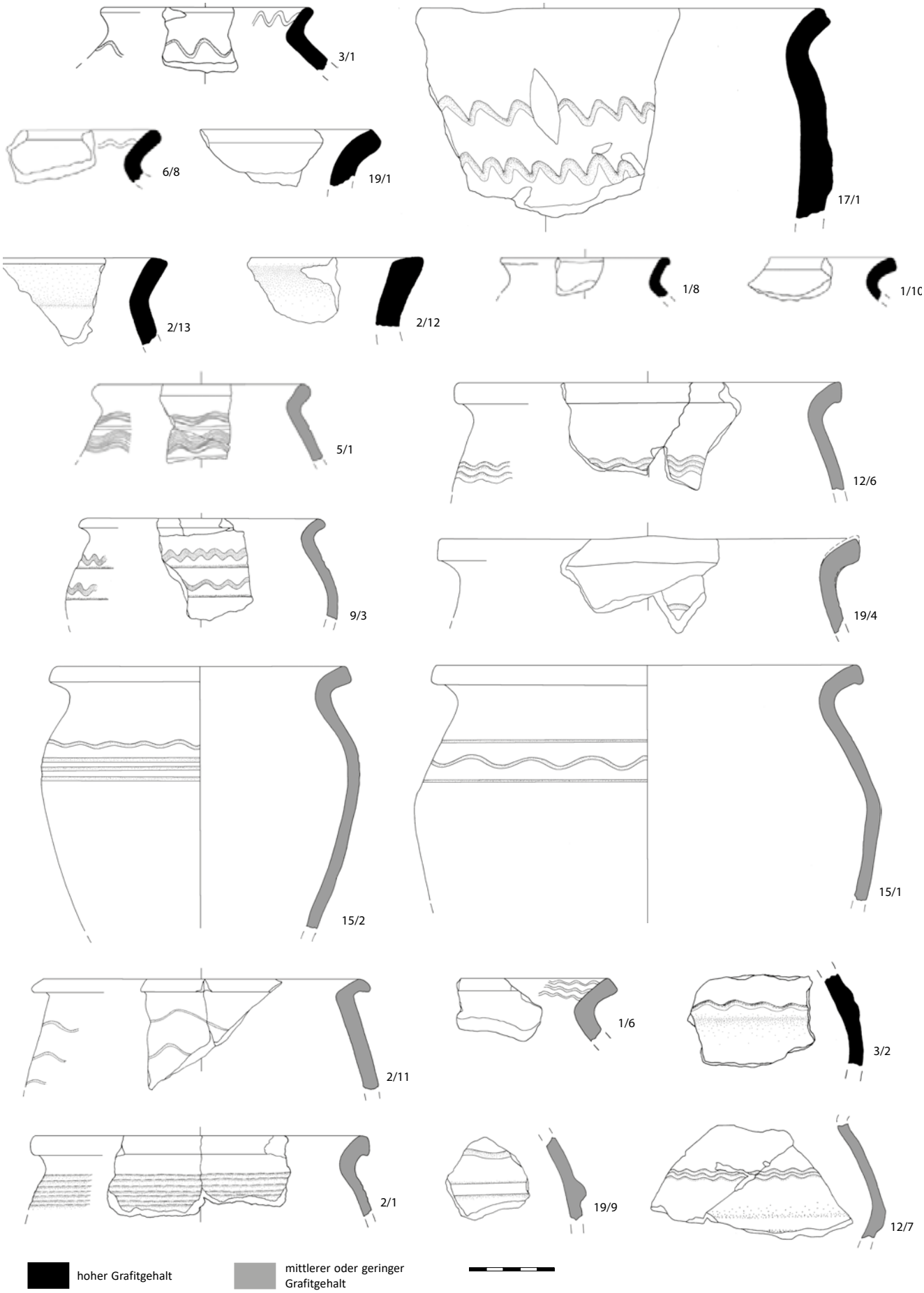


Abb. 35: Dunkelstein. Befundphasen 1 und 2 (zweite Hälfte 11./erste Hälfte 12. Jahrhundert). Beispiele für Rand- und Gefäßformen der grafithaltigen Keramik (Töpfe).

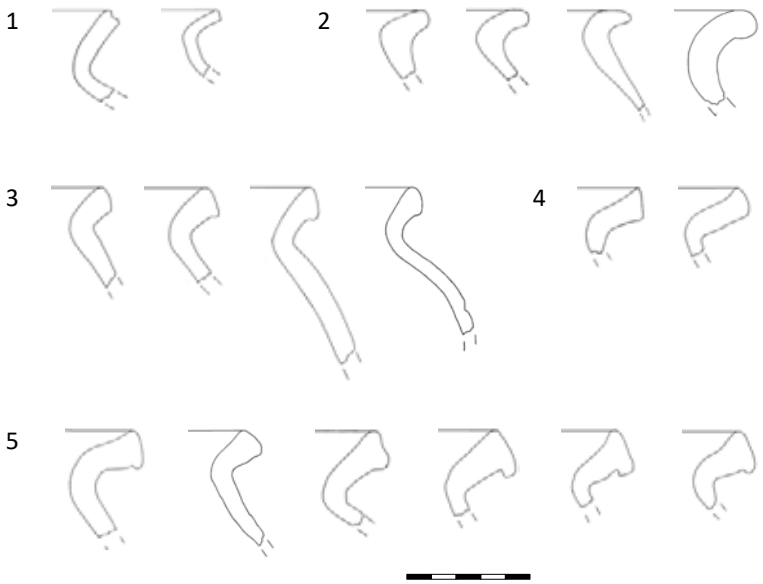


Abb. 36: Dunkelstein. Befundphasen 1 und 2 (zweite Hälfte 11./erste Hälfte 12. Jahrhundert). Beispiele für Randformen der sand-/steinchenhaltigen Keramik (Töpfe).

Wesentlichen jenen der sand-/steinchenhaltigen Keramik. Darüber hinaus sind beide grafitlosen Gruppen im Vergleich zur Grafitkeramik verzierungsärmer; Wellenbänder treten interessanterweise in keinem Fall auf (Abb. 37).

In den Befundphasen 4 bis 6 (zweite Hälfte 12. bis erste Hälfte 13. Jahrhundert) findet der bereits angeführte Wandel bezüglich der Verteilung der Materialgruppen statt (siehe Abb. 34). Sand-/steinchengemagerte Gefäße beherrschen das Keramikartenspektrum und erscheinen mit sehr uniformen Topfrandformen: Leistenränder und deutlich untergriffige Kragenränder, wie sie auch aus dem Donauraum bekannt sind, überwiegen nun (Abb. 38). Ein Novum in dieser Phase sind einige Gefäße mit flächigem Kammstrichdekor, der nördlich des Semmerings darüber hinaus in Einzelstücken auch von der Burg

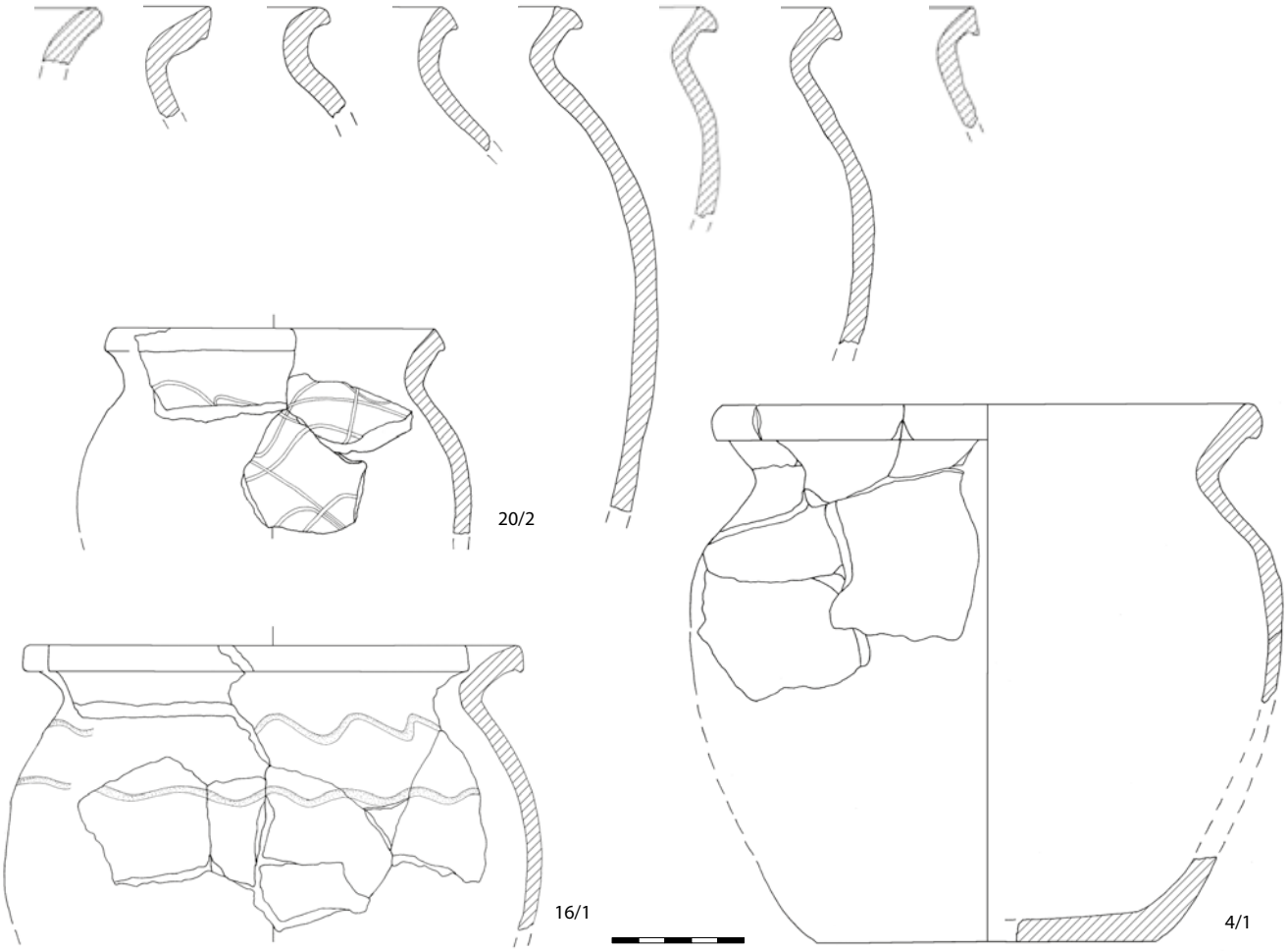


Abb. 37: Dunkelstein. Befundphasen 1 und 2 (zweite Hälfte 11./erste Hälfte 12. Jahrhundert). Beispiele für Rand- und Gefäßformen der kalksteinchenhaltigen Keramik (Töpfe).

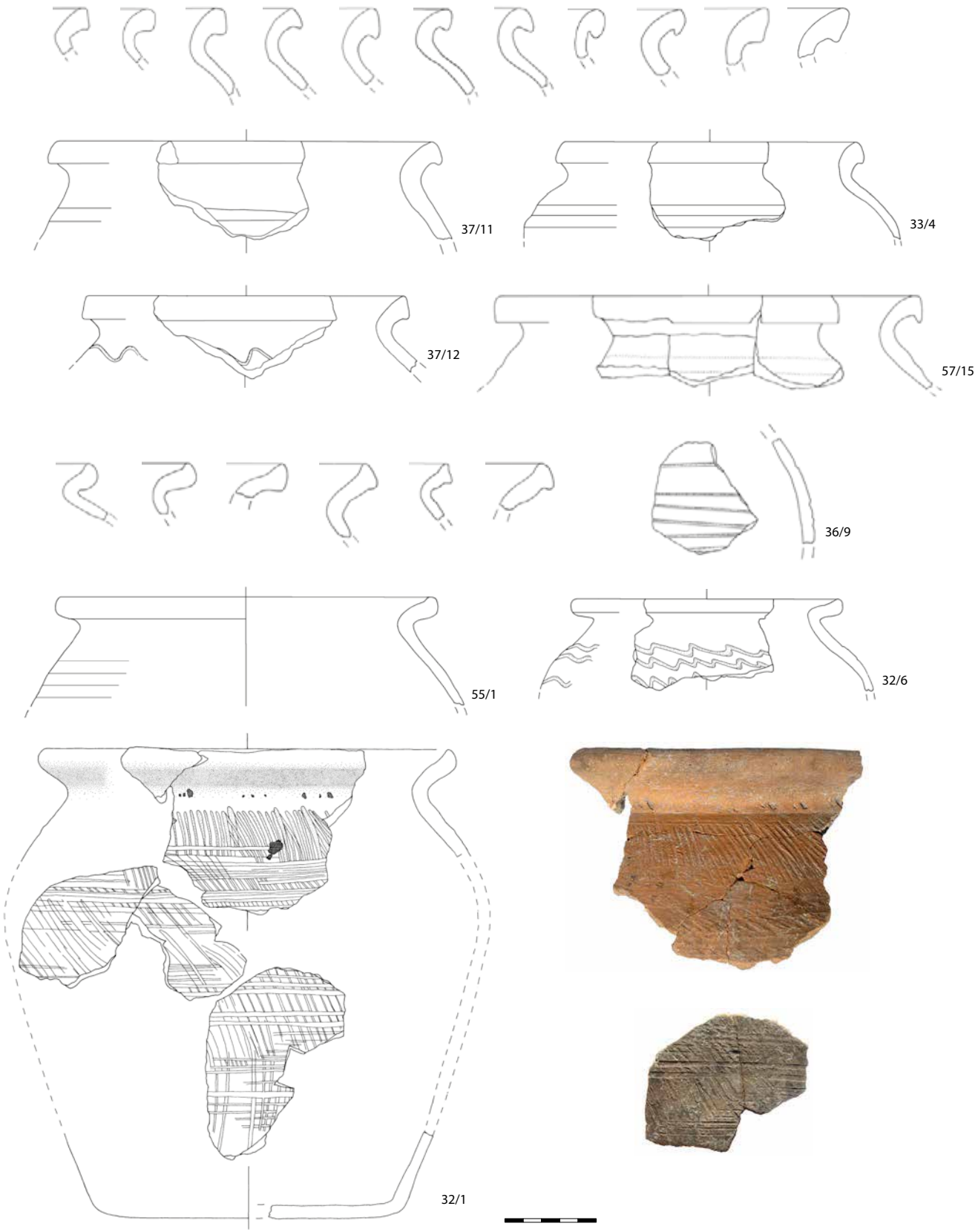


Abb. 38: Dunkelstein. Befundphasen 4 bis 6 (zweite Hälfte 12./erste Hälfte 13. Jahrhundert). Beispiele für Rand- und Gefäßformen der sand-/steinchenhaltigen Keramik (Fotos ohne Maßstab).

Losenheim bekannt ist. Überregionale Analogien liegen aus Westkärnten (Burg Flaschberg), Ost- und Südtirol, Slowenien und Friaul vor, Nachweise aus der Steiermark fehlen bisher. Ob es sich bei diesen Gefäßen um Importstücke, vielleicht auch in der Funktion von Behältnissen für Handelswaren, oder um Fabrikate einer kleinen regionalen Produktion handelt, ist unklar.

Hausstein bei Grünbach am Schneeberg

Für die vorgestellte Keramikregion ebenfalls von Bedeutung ist das Fundmaterial des Haussteins bei Grünbach am Schneeberg, das sich einerseits mit den stratifizierten Funden aus Dunkelstein gut korrelieren lässt und andererseits aussagekräftige datierende Kleinfunde des 11./12. Jahrhunderts enthält.

Der Hausstein ist eine kleine Adelsburg oberhalb des Grünbachersattels, bestehend aus einem Felskopf und einer darunterliegenden Rodungsinsel. 1959 fand dort eine fünftägige archäologische Untersuchung durch Franz Hampl (Niederösterreichisches Landesmuseum) statt; die Grabungsergebnisse wurde 1981 von Falko Daim und Elisabeth Ruttkay publiziert (das Fundmaterial befindet sich heute im Bestand der Landessammlungen Niederösterreich). Seitdem wurden durch Lokalforscher zahlreiche Oberflächenfunde bekannt, die in der Zusammenschau ein sehr einheitliches chronologisches Bild der Nutzungszeit der Burg im 11. und 12. Jahrhundert geben. Zu diesen datierenden Funden gehören ein ungarischer Königsdenar aus der Mitte des 11. Jahrhunderts (Peter Orseolo, 1038–1046 beziehungsweise 1044–1046), eine gegossene Scheibenfibel mit Emaileinlage, wie sie als typische Trachtelemente des Horizonts Köttlach II (nach Giesler) gelten und ins 10./11. Jahrhundert gestellt werden, sowie zahlreiche rhombische Blattpfeilspitzen. Dieser Geschoßtyp kommt mit der ungarischen Landnahme auf und hat seinen zeitlichen Schwerpunkt im 10./11. Jahrhundert; in Ungarn, der Slowakei und mit einiger Sicherheit auch im südöstlichen Niederösterreich lässt sich der Gebrauch jedoch noch bis ins 13. Jahrhundert nachweisen. Im Wesentlichen ins 11./12. Jahrhundert sind schließlich einige ebenfalls vom Fundort bekannte nadelförmige Geschoßspitzen sowie Stachelsporen zu datieren.

Die Keramikfunde der Fundstelle zeigen in Hinblick auf die Verteilung der Keramikarten folgendes Bild: Auf Grundlage einer untersuchten Referenzmenge von rund 150 Einzelfragmenten beträgt der Anteil der Grafitkeramik 75 %, gefolgt von sand-/steinchengemagerter Keramik im Umfang von 22 %; ein sehr kleiner Teil der Funde gehört der Gruppe der karbonathaltigen Keramik an (Abb. 39). Dieses Resultat lässt sich sehr gut mit den Ergebnissen der Keramik der Befundphasen 1 und 2 in Dunkelstein verbinden, wobei jedoch die Grafitkeramik am Hausstein eine deutlich höhere Bedeutung hat.

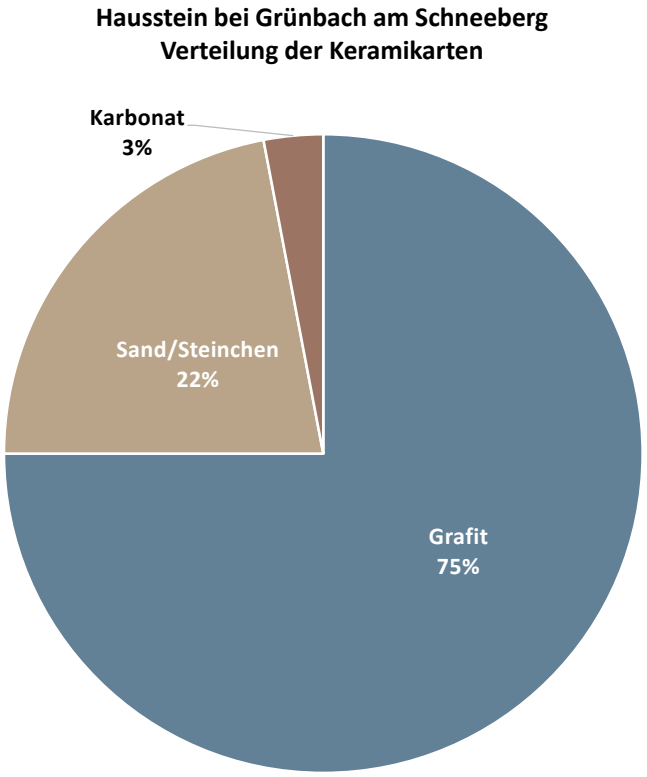


Abb. 39: Hausstein bei Grünbach am Schneeberg. Verteilung der Keramikarten.

Das Formenrepertoire der Grafitkeramik am Hausstein folgt – analog zu Dunkelstein – jenem des Donauraums im 11. bis frühen 12. Jahrhundert, liegt hier aber in größerer Stückzahl vor: Es handelt sich um nicht oder gering verstärkte, kurz und/oder eckig ausladende Ränder mit der schon bekannten, vergleichsweise hohen Verzierungsfreudigkeit. Unterschiedlich verdickte Leisten- bis Kragenränder stellen jüngere Randformen dar (Abb. 40). Die Detailformen sand-/steinchengemagerter Gefäße entsprechen jenen der älteren keramischen Phase aus Dunkelstein, einschließlich der für die Keramikregion charakteristischen Leistenränder mit verdicktem Randabschluss und Innenkehlung (Abb. 41).

Hinsichtlich der Verteilung der Keramikarten und -formen überwiegen am Hausstein insgesamt die typologisch älteren Merkmale gegenüber jüngeren Detailformen. Für die Burg auf dem Hausstein deutet sich damit im Vergleich zu Dunkelstein sowohl ein früherer Zeitraum für ihre Gründung als auch für ihr Abkommen an. Zusammen mit den chronologisch aussagekräftigen Metallfunden kann die Gründung des Ansitzes daher in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, spätestens aber zur Jahrhundertmitte, und ihr Abkommen in der Zeit um 1200 angenommen werden.

Literatur

Falko Daim und Elisabeth Ruttkay, *Die Grabungen von Franz Hampl am »Hausstein« bei Grünbach am Schneeberg, Niederösterreich*, Archaeologia Austriaca 65, 1981, 35–51.

Sabine Felgenhauer-Schmiedt, *Die hochmittelalterliche Burg Möllersdorf*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 2, 1986, 1–45.

Nikolaus Hofer, *Neue archäologische Untersuchungen in der ehemaligen Burg Möllersdorf, NÖ.* In: Martin Krenn u. a., *Bericht zu den Ausgrabungen des Vereins ASINOE im Projektjahr 1999*, Fundberichte aus Österreich 38, 1999, 412–450.

Imre Holl, *Sopron középkori városfalai IV./Les murs mediévaux de l'enceinte de Sopron IV.*, Archaeologiai Értesítő 100, 1973, 180–206.

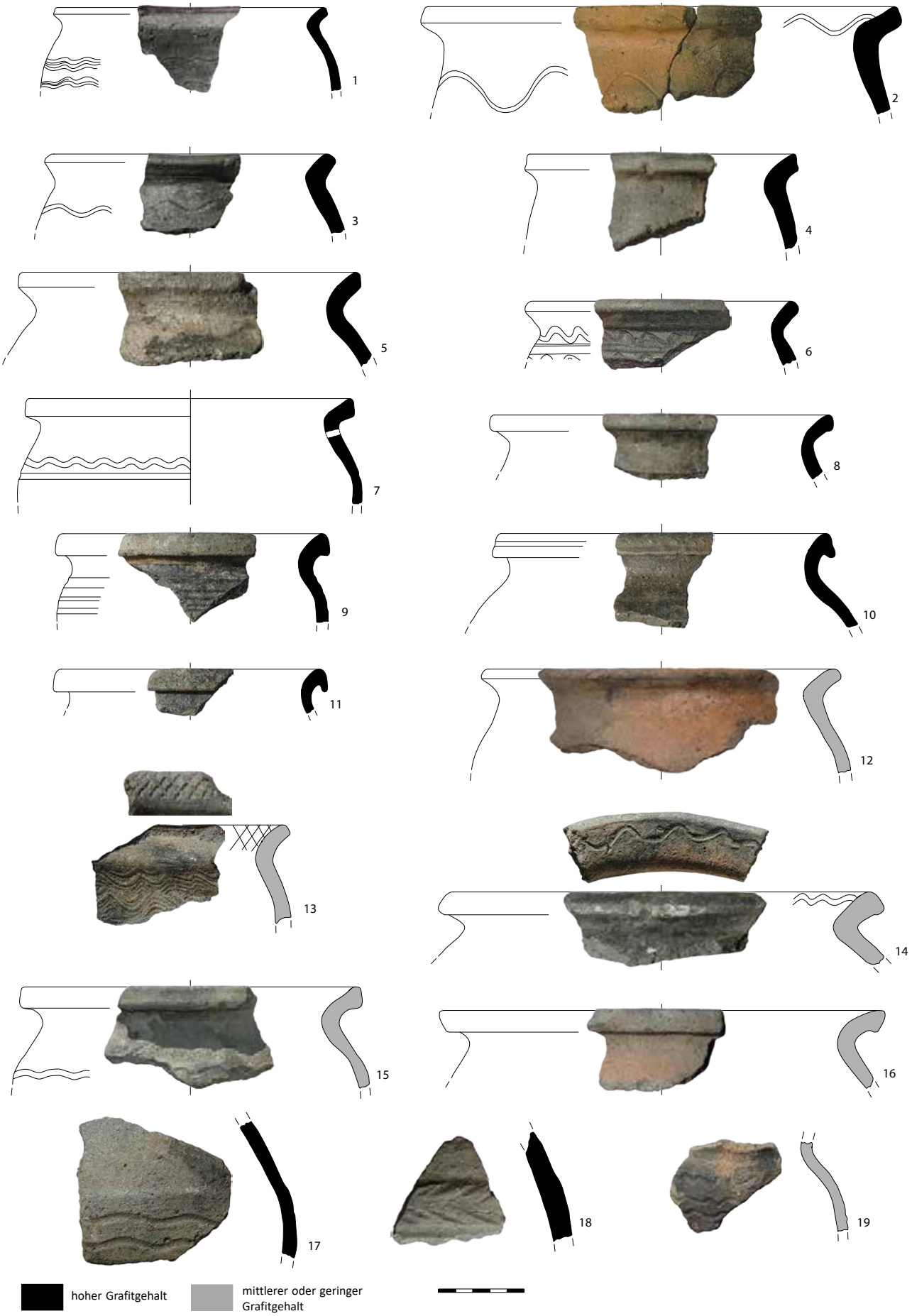


Abb. 40: Hausstein bei Grünbach am Schneeberg. Beispiele für Rand- und Gefäßformen (Töpfe) der grafithaltigen Keramik (11. Jahrhundert bis um 1200).

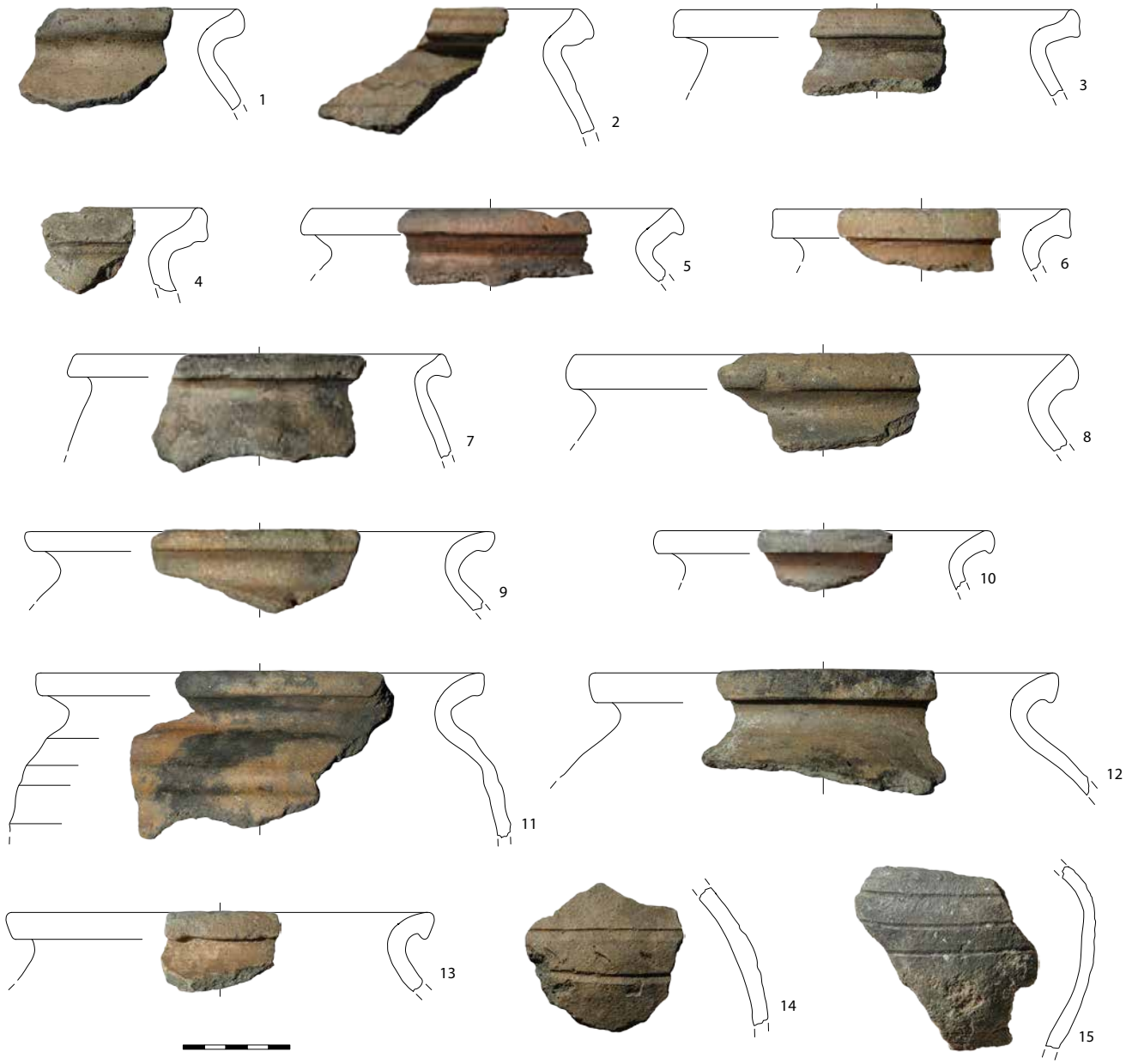


Abb. 41: Hausstein bei Grünbach am Schneeberg. Beispiele für Rand- und Gefäßformen (Töpfe) der sand-/steinchenhaltigen Keramik (11. Jahrhundert bis um 1200).

Levente Horváth, *Die (nicht mehr ganz so) dunklen Anfänge der steirischen Geschichte. Überlegungen zum 11. Jahrhundert in der Steiermark mit besonderer Berücksichtigung der Keramikchronologie*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 40, 2024, 42–101.
Karin Kühtreiber, *Die hochmittelalterliche Keramik im südöstlichen Niederösterreich. Ihre Entwicklung, ihre Formen und die Beziehungen zu den benachbarten Keramikregionen*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 22, 2006, 93–148.
Karin Kühtreiber, *Burg Dunkelstein. Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen eines hochmittelalterlichen Adelssitzes im südöstlichen Niederösterreich*, unpublizierte Dissertation Universität Wien, 2006.
Karin Kühtreiber, *Hausstein von Grünbach am Schneeberg*. In: Karin Kühtreiber und Martin Obenaus, *Burgen des 9. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts in Niederösterreich. Eine Bestandsaufnahme*, Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 132, Mainz 2017, 133–135.
Thomas Kühtreiber, *Lanzenkirchen, eine Niederungsburg im südlichen Niederösterreich. Die Ergebnisse der Ausgrabungen 1988–1992*, unpublizierte Diplomarbeit Universität Wien, 1996.
Katarina Predovnik, *Die früh- bis hochmittelalterlichen Funde aus Nevlje, Slowenien. Spuren eines verschwundenen Herrenhofs?*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 39, 2023, 43–73.
Bernhard Schrettle und Johanna Kraschitzer, *Hoch- bis spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik von der Burg Deutschlandsberg (Steiermark). Ein Addendum mit einem archäozoologischen Exkurs*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 40, 2024, 102–118.
Harald Stadler, *Ausgrabungen auf der Burgruine Flaschberg bei Oberdrauburg in Kärnten*. In: Kurt Karpf, Therese Meyer, Klaus Oeggl, Konrad Spindler und Harald Stadler, *Flaschberg. Archäologie und Geschichte einer mittelalterlichen Burganlage bei Oberdrauburg in Kärnten*, Nearchos 3, Innsbruck 1995, 137–333.

Harald Stadler, *Archäologische Forschungen auf dem Kirchhügel von St. Justina, Gem. Assling.* In: Walter Hauser, Mechthild Schulze-Dörrlamm, Harald Stadler und Harald Wilfing, *Ausgrabungen in St. Justina, Gem. Assling, Osttirol*, Nearchos. Beiheft 3, 1996, 7–104.
Astrid Steinegger, *Eppenstein am Übergang vom frühen zum hohen Mittelalter. Fundmaterial des 11. Jahrhunderts aus einer unvollendet gebliebenen Zisterne in der Ringburg*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 36, 2020, 117–142.
Maximilian Weltin, *Das Pittener Gebiet im Mittelalter.* In: Karin Kühtreiber, Thomas Kühtreiber, Christina Mochty und Maximilian Weltin, *Wehrbauten und Adelssitze Niederösterreichs. Das Viertel unter dem Wienerwald 1*, Sonderreihe der Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 1, St. Pölten 1998, 19–35.
Maximilian Weltin, *Dunkelstein.* In: Karin Kühtreiber, Thomas Kühtreiber, Christina Mochty und Maximilian Weltin, *Wehrbauten und Adelssitze Niederösterreichs. Das Viertel unter dem Wienerwald 1*, Sonderreihe der Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 1, St. Pölten 1998, 58–62.

Abbildungsnachweis

Abb. 33: Grundlage: OpenStreetMap (www.openstreetmap.org/copyright); Bearbeitung: Karin Kühtreiber.

Abb. 34–41: Karin Kühtreiber

Autorin

Mag.ª Dr.in Karin Kühtreiber
Universität für Weiterbildung Krems
Zentrum für Museale Sammlungswissenschaften
Dr.-Karl-Dorrek-Straße 30
3100 Krems an der Donau

Katrin Schwarzkogler, Astrid Steinegger

Keramik des 11. und 12. Jahrhunderts von den obersteirischen Burgen Steinschloss und Eppenstein

Im Zuge seiner Forschungs- und Dienstleistungstätigkeiten konnte der Verein FIALE (Forschungsgruppe zur interdisziplinären Aufarbeitung landeskulturellen Erbes) zwei Burgensanierungen in der Steiermark über mehrere Jahre archäologisch-bauhistorisch begleiten. Dabei handelte es sich um die Burgruinen Steinschloss (2002–2010) und Eppenstein (2009–2016), beide an verkehrstechnisch neuralgischen Stellen zwischen dem steirischen Murtal und Verbindungswegen über das Neumarkter Hochtal und das Tal des Granitzenbaches in den Süden nach Kärnten gelegen. Die Autorinnen des vorliegenden Beitrages waren viele Jahre Teil des Vereinsteams und in unterschiedlichen Funktionen in beiden Projekten tätig.

Steinschloss

Die Burgruine Steinschloss liegt im politischen Bezirk Murau im Gebiet der Marktgemeinde Neumarkt in der Steiermark. Die Anlage befindet sich auf einem in 1190 m Seehöhe gelegenen Ausläufer der Kreuzeckgruppe und ist damit der höchstgelegene Wehrbau der Steiermark.

Zwischen 2002 und 2010 war Steinschloss Gegenstand interdisziplinär angelegter Forschungen. Vor allem im Zuge der zwischen 2004 und 2006 durchgeführten archäologisch-bauhistorischen Untersuchungen in der der hl. Katharina geweihten Burgkapelle konnten Befunde und Funde aus der Zeit vor dem Bau der Kapelle dokumentiert werden. Hinzu kommt eine glückliche urkundliche Überlieferung: 1279 verkaufte nämlich Otto von Stein die Burg samt Herrschaft an Otto III. von Liechtenstein, womit ein groß angelegter Ausbau der Anlage einherging. Weiters bezeugt eine Urkunde aus dem Jahr 1319 die Stiftung mehrerer zinspflichtiger Bauerngüter und eines »ewigen« Pferdes durch Otto III. von Liechtenstein und seine Frau Katharina, Gräfin von Montfort, an die Kirche in Mariahof, um zu gewährleisten, dass der Mariahofer Pfarrer dreimal wöchentlich eine Messe in der Katharinenkapelle auf Steinschloss lese. Damit lässt sich der Bau der Kapelle nach 1279, aber vor 1319 ansetzen und ergibt so einen Terminus ante quem für die älteren Befunde und Funde, die im Rahmen einer Masterarbeit an der Karl-Franzens-Universität Graz



Abb. 42: Steinschloss. Phasenplan der Burganlage.

ausgewertet wurden. Im Zuge der Auswertung stellte sich heraus, dass eine nicht geringe Menge der Keramik in das 11. Jahrhundert zu datieren ist, einen Zeitraum, von dem wir sowohl urkundlich als auch archäologisch in der Steiermark und in Kärnten nur wenig wissen.

Die Burganlage und ihre Baugenese – ein kurzer Überblick

Steinschloss war in der letzten Ausbauphase über vier Niveaus gestaffelt. Der Baubestand belegt sechs große Bauphasen im Zeitraum zwischen dem 11. und dem 17. Jahrhundert, die eine Fläche von 6370 m² umfassen (Abb. 42).

Die ältesten baulichen Überreste finden sich im Fundamentbereich des Bergfriedes in der Kernburg, die am höchsten Felskopf situiert ist, sowie in der ca. 15 m tiefer liegenden Hauptburg, stratigrafisch unterhalb der Kapelle. Der heute noch sichtbare, fünfeckige Bergfried stammt aus der Zeit um 1200 und hatte einst vier Geschoße. Sein Vorgänger besaß ebenfalls einen fünfeckigen Grundriss, wurde aber noch im 12. Jahrhundert oder um 1200 bis auf die Fundamente abgetragen; Letztere wurden dann in den neuen, etwas größer dimensionierten Bau integriert. In der Kapelle konnten die letzten Reste der zur ersten Anlage gehörigen Beringmauer dokumentiert werden, die sich aufgrund der Ähnlichkeit des Mörtels dieser Bauphase zuordnen lassen. Die früheste Burg umfasste demnach einen fünfeckigen Bergfried auf der Spitze des Burgfelsens und einen Bering auf der darunterliegenden Ebene, die als Vorburg genutzt wurde.

Weitreichende Eingriffe stellten die Bauphasen des 13. und des 16. beziehungsweise 17. Jahrhunderts dar. Um 1300, also nach dem Erwerb durch die Liechtensteiner, wurde zum einen die Kernburg neu gestaltet und zum anderen die Hauptburg in ihrer heutigen Grundform angelegt. An die nördliche und die östliche Innenseite des Berings der neuen Hauptburg wurde ein Gebäudeensemble angesetzt, in dessen Gefüge sich die Nord-Süd ausgerichtete Burgkapelle befindet. Im 14. beziehungsweise 15. Jahrhundert erfolgte der Anbau einer Torhalle und eines Zwingers. In der beginnenden Neuzeit baute der St. Lambrechter Abt Valentin Pierer die Burg Steinschloss zu einer wohnlichen und wehrhaften Festungsanlage mit Geschütztürmen um; als letzte Zutat ist die im Westen gelegene Vorburg zu nennen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden ist.

Die vorkapellenzeitlichen archäologischen Befunde und die zugehörige Gefäßkeramik

Zwei Grabungsflächen – eine im Kapellenraum und eine im Bereich des abgebrochenen polygonalen Chores – gaben Einblick in die frühe Zeit der Burg (Abb. 43).

Den ältesten Befund in der Sondage im Kapellenraum bildete der letzte Rest des bereits erwähnten, grob Ost-West verlaufenden Beringmauerfundaments des 11. Jahrhunderts, das der Phase des ersten Bergfriedes angehört. Die Grabungsfläche im Bereich des Chores erbrachte eine Abfolge von vier Nutzungs- beziehungsweise Bebauungsphasen zwischen dem 11. und dem beginnenden 13. Jahrhundert. In dieser Zeit wurde die Vorburg als Wirtschaftsbereich, in dem unter anderem Metall verarbeitet wurde, genutzt. Die Befunde deuten beispielsweise in Phase zwei auf das Vorhandensein einer Hütte und einer Hofschotterung hin. In Phase vier wurde ein Kalkmörtelestrich innerhalb eines nicht mehr rekonstruierbaren Gebäudes eingezogen. Die danach anschließenden Bauarbeiten für die Errichtung der Kapelle dürften mit dem großräumigen Abtragen der Vorgängerbebauung aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ihren Anfang genommen haben, was auch im Keramikmaterial zum Ausdruck kommt: In den vorkapellenzeitlichen Schichten kommt zum einen ausschließlich langsam gedrehte Keramik vor, zum anderen fehlen die Vorformen der Kragenränder des 13. Jahrhunderts. Schnell gedrehte Keramik war dagegen nur einmal in einer bauzeitlichen Planierung enthalten.

Bei der Gefäßkeramik aus den vorkapellenzeitlichen Schichten handelt es sich ausschließlich um Irdenware und bis auf eine Ausnahme um Töpfe, die in wechselhafter Atmosphäre gebrannt wurden. Die Zusammensetzung der Keramikarten beziehungsweise Scherbentypen gestaltet sich sehr homogen, da sie sich im Grunde lediglich durch den Magerungszuschlag unterscheiden. Zu nennen sind hier die Keramikart 1 (Abb. 44), die wechselhaft gebrannt, langsam gedreht beziehungsweise ›nachgedreht‹ und sand-/steinchengemagert ist, und die Keramikart 2, die wechselhaft gebrannt, langsam gedreht beziehungsweise ›nachgedreht‹ und karbonatgemagert ist. Die Scherbentypen 1a beziehungsweise 2a mit wenig Karbonatmagerung und 2b mit überwiegender Karbonatmagerung zeigen nahezu idente Optik und Haptik und sind auch in allen vorkapellenzeitlichen Befundphasen vertreten (Abb. 45). Es kann daher nur festgestellt werden, dass die karbonatgemagerte Keramik mehr als doppelt so häufig im Fundmaterial vorkommt als die sand-/steinchengemagerte Keramik. Hinsichtlich der Karbonatmagerung, die in der West- und Südsteiermark nach dem Frühmittelalter nicht mehr vorkommt, schließt sich Steinschloss dem Kärntner Raum an, wo die Karbonatmagerung im gesamten Mittelalter anzutreffen ist.

Im Zuge der Keramikauswertung wurde eine Typologie der Randformen erstellt, bei der sich zeigte, dass die ältesten Ränder beziehungsweise Randtypen in das 11. Jahrhundert zu datieren sind. Das 12. und beginnende 13. Jahrhundert ist ebenso mit zahlreichen Stücken beziehungsweise Randtypen vertreten, wobei dieser Zeit auch mehrere singuläre Stücke zuzuordnen sind. Die Erarbeitung der Abfolge lässt vermuten, dass der Neigung der Außenlippe eine chronologische Aussagekraft zukommt. Die nach innen geneigten Randaußenseiten scheinen älter zu sein als die senkrechten beziehungsweise nach außen geneigten. Dies wird auch durch den Umstand erhärtet, dass – bis auf zwei Ausnahmen – in den ältesten fundführenden Schichten nur Ränder mit einziehender Außenlippe vorkommen.

Insgesamt erbrachte die Auswertung der Keramik den Beleg für eine bis in das 11. Jahrhundert zurückreichende Zeitstellung der Funde und die Feststellung, dass nur wenige Ränder an den Beginn des 13. Jahrhunderts datiert werden können. Daraus ergibt sich, dass die ältesten baulichen Befunde – nämlich der Vorgängerbergfried und der Vorgängerbering unterhalb der Kapelle – in das 11. Jahrhundert zurückreichen.

Probleme und Unsicherheiten bei der Auswertung stellen jedoch die weitgefassten Datierungszeiträume und die mehrmalige Umlagerung der Keramikfunde dar, da sich Passscherben desselben Gefäßes in einem vorkapellenzeitlichen und einem bauzeitlichen Befund fanden. Daher sind für die weitere Auswertung eine ^{14}C-Analyse von Probenmaterial aus den älteren Befundphasen sowie die Aufnahme und Auswertung der zeitgleichen Befunde und Funde des Vorgängerbergfriedes vorgesehen.

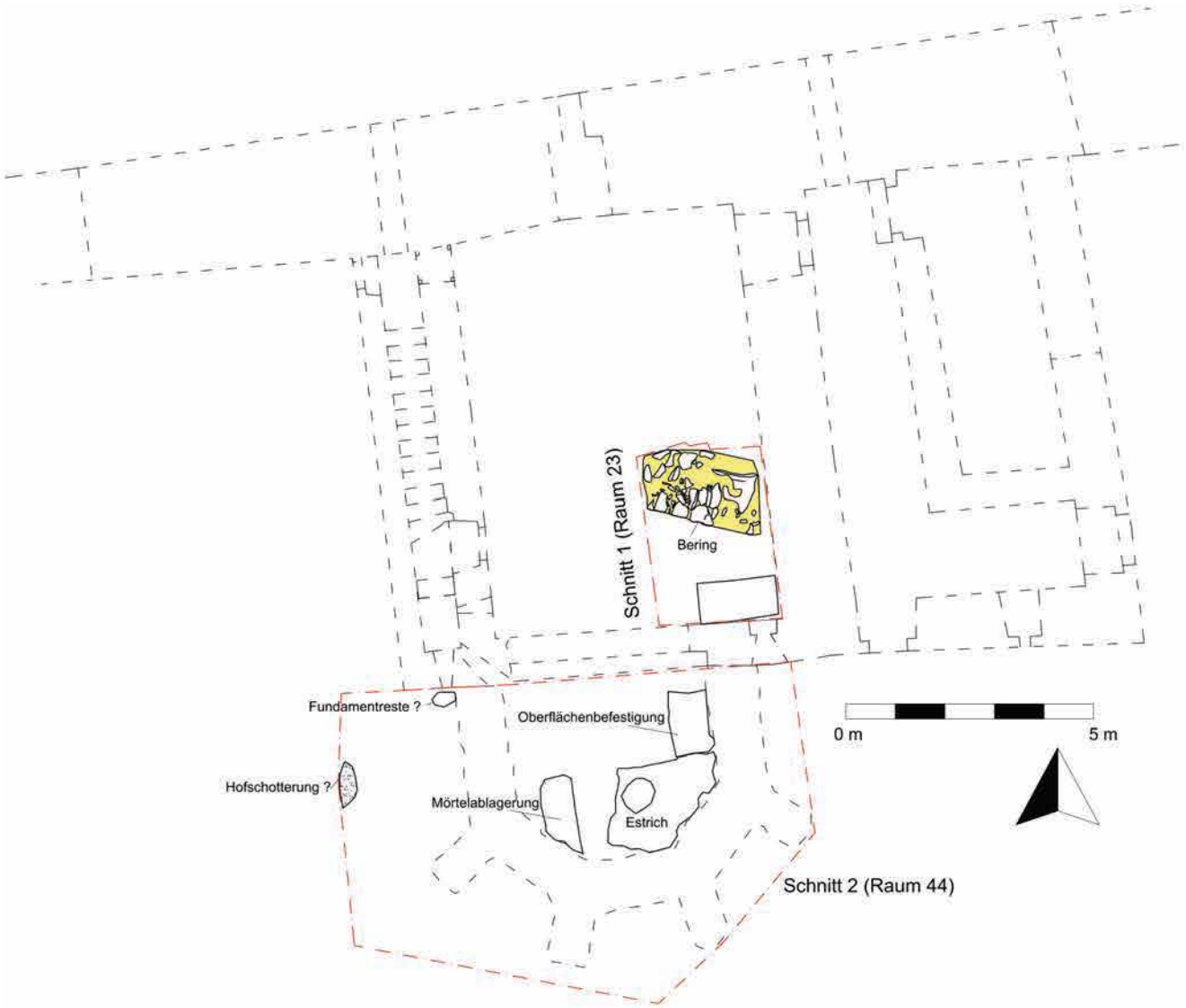


Abb. 43: Steinschloss. Vorkapellenzeitliche Befundphase 4.

Eppenstein

Die Burgruine Eppenstein liegt im politischen Bezirk Murtal im Gebiet der Marktgemeinde Weißkirchen in der Steiermark. Die Anlage erstreckt sich am südlichen Rand des Aichfeldes/Murbodens auf einem rund 200 m schroff über dem Talboden aufragenden Felskegel.

Die erste urkundliche Nennung der Burg als »*castrum Eppenstein*« stammt zwar erst von 1160, doch ist die Bezeichnung *de Eppenstein* für Herzog Heinrich III. († 1122) bereits kurz nach seinem Tod gesichert. Daraus kann geschlossen werden, dass die Burg spätestens zu seinen Lebzeiten schon bestanden hat. Setzt man voraus, dass der Name der Burg einen Personennamen aus der Familie der Eppensteiner enthält, so bietet sich mit dem Tod des Grafen Eberhard, der auch *Eppo* genannt wurde, um 1050 ein Terminus ante quem für die Errichtung der Burg an; eine historisch fundierte Überlegung, die nicht nur durch eine heute verschollene Goldmünze aus der Zeit des byzantinischen Kaisers Michael VII. (1071–1078), sondern auch durch frühmittelalterliche Keramik, die im Zuge von Surveys am östlichen Steilabhang direkt unterhalb der Ruine aufgesammelt werden konnte, von archäologischer Seite gestützt wurde. Doch fehlten bis vor wenigen Jahren zeitlich entsprechendes Fundmaterial oder Baubefunde von der Ruine selbst, die ein solch frühes Errichtungsdatum bestätigen hätten können. Erst in den Grabungskampagnen 2015 und 2016 wurde auf dem höchsten Punkt der Anlage – im Inneren der auf rund 890 m Seehöhe befindlichen Ringburg – eine aus dem anstehenden Felsen gehauene Zisterne freigelegt. Ein Großteil der daraus geborgenen Funde – überwiegend Fragmente handaufgebauter und an den Rändern sorgfältig drehend nachbearbeiteter Keramik, teils mit Wellenlinien als Verzierung – kann formal ins 11. Jahrhundert datiert werden und bestätigt somit – zusammen mit einem Radiokarbondatum – eine Nutzung der Burgstelle am Ende des Frühmittelalters beziehungsweise im beginnenden Hochmittelalter.

Die Burganlage und ihre Baugenese – ein kurzer Überblick

Der Kern der Anlage erstreckt sich über eine Gesamtlänge von etwa 250 m auf mehreren künstlichen Terrassen von der Ringburg am höchsten Punkt nach Osten den Hang abwärts.

Die Burg ist über eine Toranlage mit Zugbrücke – das sogenannte Eiserne Tor – direkt im Nordwesten unterhalb der Felsnase zugänglich. Von hier aus gelangt man auf einem



Abb. 44: Steinschloss. Keramikart 1a.



Abb. 45: Steinschloss. Keramikart 2b.

ansteigenden, den Nordrand der Felswand begleitenden Weg zum sogenannten Falltor. Durch dieses betritt man den Bereich der spätmittelalterlichen Vorburg beziehungsweise Unteren Hauptburg. Darüber erstreckt sich auf einem künstlich geschaffenen Plateau das sogenannte Gotische Haus. Wieder deutlich höher, direkt auf der Felskuppe, bekrönt auf rund 890 m Seehöhe der auch heute noch eindrucksvollste Teil der Wehranlage – die sogenannte Ringburg – die Burganlage. Sie ist mit ihrer Ausdehnung den unregelmäßigen Gegebenheiten des Geländes angepasst und war über einen Hocheinstieg von Osten zugänglich. Im Norden, Süden und Westen hingegen bricht der Felskopf senkrecht in die Tiefe ab. Die bereits außerhalb der Kernburg gelegenen, nach Westen ansteigenden Hangbereiche waren die bei einem Angriff gefährdetsten Bereiche. Hier sperrten drei gegen Ende des 15. Jahrhunderts errichtete und sowohl miteinander als auch mit der Kernanlage durch Mauern verbundene Rondelle unterschiedlicher Größe den Weg. Tore schließen im Norden und Westen die Anlage ab.

Der frühe Befund in der Ringburg und die zugehörige Gefäßkeramik

In den Jahren 2010 bis 2013 konnten innerhalb der Ringburg mehrere an die Ringmauer angesetzte Räume freigelegt und dokumentiert werden (Abb. 46). Von diesen Arbeiten unberührt blieb nur ein kleines Areal im Westen, dessen Begehungsniveau allerdings deutlich höher lag als in den übrigen Bereichen (A–III–5). 2015 wurde hier ein Schnitt von ca. 2,5 × 2,0 m unmittelbar vor einer rezent umgearbeiteten Fensteröffnung angelegt (A–S1). Bereits früh im Verlauf der Ausgrabung war eine runde, aus dem Felsen geschlagene Anomalie zu erahnen, die sich als bislang singulärer Befund herausstellte. Besagtes Loch entpuppte sich als Öffnung einer aus dem anstehenden Felsen gehauenen, im Querschnitt flaschenförmigen Tankzisterne (Abb. 47). Der im Durchmesser rund 1 m messende ›Flaschenhals‹ erweiterte sich ab einer Tiefe von -0,5 m unter dem oberen Rand sukzessive, weswegen – unter Beachtung der prekären Platzverhältnisse nach Nordwesten hin – von einer runden Grundform des Tankkörpers mit einem Durchmesser von maximal 3 m ausgegangen werden konnte. Überraschenderweise blieb dieser allerdings unvollendet, denn entgegen den Überlegungen war der Hohlraum, der zum Speichern des Wassers dienen sollte, bereits in einer Tiefe und bei einem Durchmesser von rund 2 m zu Ende. Die Arbeiten waren vorzeitig, möglicherweise sogar abrupt beendet worden, da sich auf dem Boden der Zisterne eine stehen gelassene, unregelmäßig verlaufende Kante von rund 0,1 m Höhe zeigte. Die Gründe hierfür bleiben offen, einzig ein deutlicher Sprung in der Wandung könnte als Hinweis auf porösen Kalkstein und die dadurch bedingte Sorge um die spätere Funktionalität der Zisterne gewertet werden. Auch die Frage nach der Datierung ist auf Grundlage des Befundes, das heißt des Zisternentyps, nicht eindeutig zu beantwortet – Tankzisternen finden sich bereits seit der Antike und wurden das gesamte Mittelalter hindurch zum Speichern abgeleiteter Dachwässer verwendet.

Bei der ältesten dokumentierten Verfüllung der Zisterne handelte es sich um eine rund 0,9 m mächtige Lage aus dunkelgrauem, sandigem Schluff mit Holzkohleeinschlüssen

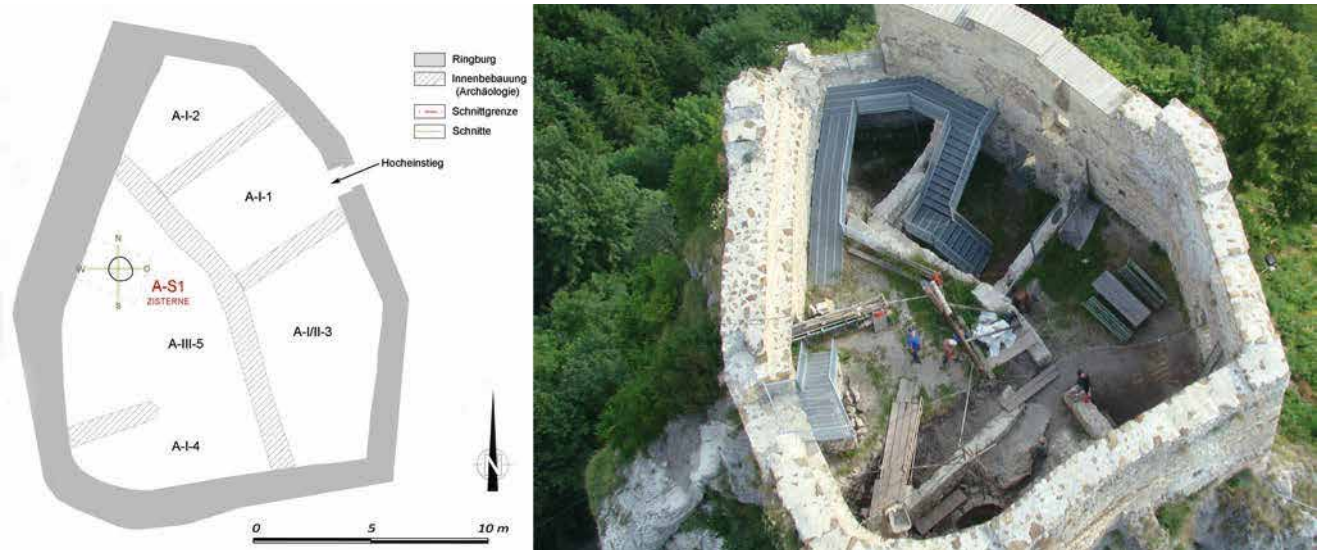


Abb. 46: Eppenstein, Ringburg. Links: Grundriss mit Stelle der Zisterne. Rechts: Ansicht aus der Luft während der Arbeiten 2013.

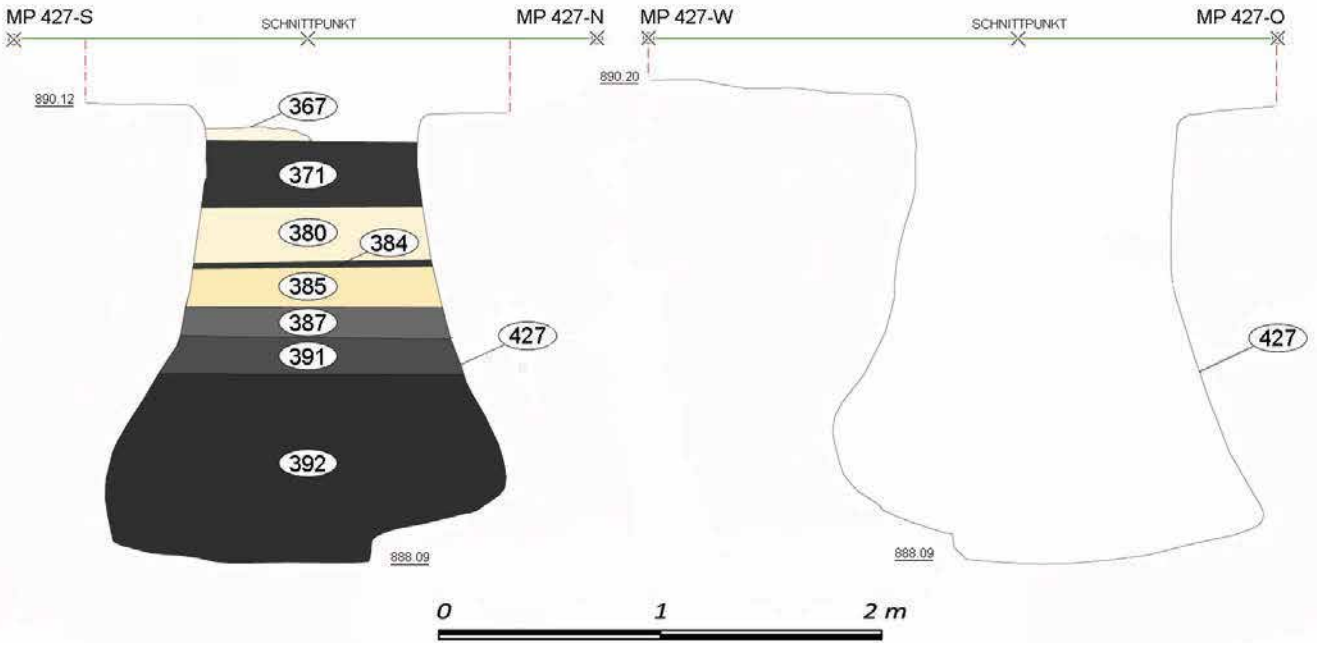


Abb. 47: Eppenstein, Ringburg. Links: Nord-Süd-Schnitt durch die Zisterne mit schematischer Darstellung der Verfüllungen. Rechts: West-Ost-Schnitt durch die Zisterne.

(SE 392). Im Zuge des Projekts »PaläoDiversiStyria« des Universalmuseums Joanneum ergab sich die Möglichkeit, das Material botanisch und zoologisch untersuchen zu lassen. Durch die parallel zu den naturwissenschaftlichen Auswertungen durchgeführte Aufnahme der keramischen Reste deutete sich rasch eine frühe Datierung des Fundmaterials an, weswegen die Chance genutzt wurde, im Zuge der archäobotanischen Auswertung an einer Haselnussschale eine ^{14}C-Analyse durchzuführen. Diese erbrachte eine Altersbestimmung zwischen 980 und 1035 n. Chr., womit die Ausarbeitung der Zisterne vor 1035 erstmals zeitlich exakter definiert werden konnte.

Aufgrund des naturwissenschaftlichen Datierungsergebnisses wurde der Fokus der Bearbeitung erneut auf die verhältnismäßig große Menge an geborgenen Keramikfragmenten aus der Zisterne gelegt – vor allem auf jene aus den ältesten Verfüllungen (SE 392), für die nun eine Datierung um beziehungsweise kurz nach 1000 greifbarer wurde. An der reduzierend beziehungsweise in wechselhafter Atmosphäre gebrannten, quarzgemagerten Keramik zeigte sich, dass eine Drehhilfe nur sehr zurückhaltend verwendet worden war. Die Ränder der Töpfe wurden – zum Teil sehr sorgfältig – drehend nachbearbeitet, unterhalb der Randzone allerdings eindeutig handgeformt. Die einzigen Hinweise auf die Verwendung einer Drehhilfe in den unteren Gefäßzonen stellen der Achsabdruck auf einem Bodenfragment und die schwungvollen Wellenlinien dar, die sich auf vielen Stücken finden. Fnr. 1630/18 (Abb. 48) zeigt zudem ein schlichtes und seltenes Dekorationsprinzip, das auch für weitere Stücke anzunehmen ist: Sowohl direkt unterhalb der Randzone als auch direkt unterhalb der Schulter des Gefäßes findet sich eine Wellenlinie, auf der Schulter selbst ist hingegen eine umlaufende Reihe nahezu senkrechter, kurzer Ritzlinien angebracht. Neben vereinzelten Fragmenten mit nicht verstärkten Rändern wie Fnr. 1630/4 (Abb. 49) – sie stellen eine weit verbreitete Randform des 9.



Abb. 48: Eppenstein. Gefäßfragmente aus SE 392 (Fnr. 1630/18).



Abb. 49: Eppenstein. Gefäßfragmente aus SE 392 (Fnr. 1630/4).

bis 11. Jahrhunderts dar – finden sich im keramischen Fundmaterial vor allem verstärkte oder »leistenartig« ausgebildete Ränder. Sie stellen eine Übergangsform zwischen frühmittelalterlicher Tradition und jener Form der Leistenränder dar, die sich ab dem beginnenden 12. Jahrhundert herausbildete. Einige Stücke weisen eine keulenartige Ausbildung auf – Parallelen hierzu werden ins 11. bis 13. Jahrhundert datiert, wobei festgestellt werden kann, dass eine optische ›Verrundung‹ zu jüngeren Datierungen führt. Die häufigste Variante sind jedoch beidseitig oder auch nur innen verstärkte leistenartige Ränder mit und ohne Rillen wie Fnr. 1630/18 (siehe Abb. 48). Vergleiche hierzu finden sich an Töpfen des 10. bis 12. Jahrhunderts, wobei sich vor allem bei Ersteren ein Schwerpunkt im 10./11. Jahrhundert ausmachen lässt.

Eine Datierung des keramischen Fundmaterials aus SE 392 in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts kann aufgrund der Homogenität in der Fertigung und der Vergleichslage – vor allem der frühen Datierung der Fragmente mit nicht verstärkten Rändern und der noch stark frühmittelalterlich anmutenden Randformen mit Rille, die im Lauf des beginnenden Hochmittelalters verloren geht – verlässlich vorgenommen werden.

Literatur

Ingeborg Gaisbauer, Christoph Gutjahr, Hajnalka Herold, Nikolaus Hofer (Red.), Elfriede Hannelore Huber, Alice Kaltenberger, Johanna Kraschitzer, Karin Kühtreiber, Manfred Lehner, Gabrielle Scharrer-Liška, Harald Stadler und Kinga Tarcsay, *Handbuch zur Terminologie der mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik in Österreich*, Fundberichte aus Österreich. Materialhefte A. Sonderheft 12², 2022.

Levente Horvàth, *Die (nicht mehr ganz so) dunklen Anfänge der steirischen Geschichte. Überlegungen zum 11. Jahrhundert in der Steiermark mit besonderer Berücksichtigung der Keramikchronologie*, Beiträge zur Mittelalter- und Neuzeitarchäologie in Österreich 40, 2024, 42–101.

Alice Kaltenberger, *Keramik des Mittelalters und der Neuzeit in Oberösterreich. Band 1. Grundlagen*, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 23 (= Nearchos 17), Linz 2009.

Karin Kühtreiber, *Die hochmittelalterliche Keramik im südöstlichen Niederösterreich. Ihre Entwicklung, ihre Formen und die Beziehungen zu den benachbarten Keramikregionen*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 22, 2006, 93–148.

Manfred Lehner, *Die hochmittelalterliche bis frühneuzeitliche Keramik der Steiermark. Ein Überblick anhand von Neufunden.* In: Werner Endres und Konrad Spindler (Hrsg.), *Beiträge vom 34. Internationalen Hafnerei-Symposium auf Schloß Maretsch in Bozen/Südtirol*, Nearchos 12, Innsbruck 2003, 131–141.

Hans Losert, *Die früh- bis hochmittelalterliche Keramik in Oberfranken. Band 1. Text und Katalog der Fundorte*, Köln 1993.

Hans Losert, *Die früh- bis hochmittelalterliche Keramik in Oberfranken. Band 2. Tafeln*, Köln 1993.

Katrin Schwarzkogler, *»… sand Kathreinchapellen dacz dem Stayn auf dem hous …«. Die Ergebnisse der archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen in der Katharinenkapelle auf Steinschloss unter besonderer Berücksichtigung des vorkapellenzeit-*

lichen Keramikmaterials, unpublizierte Masterarbeit Universität Graz, 2018.
Astrid Steinegger, *Eppenstein am Übergang vom frühen zum hohen Mittelalter. Fundmaterial des 11. Jahrhunderts aus einer unvollendet gebliebenen Zisterne in der Ringburg*, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 36, 2020, 117–142.
Astrid Steinegger, Andreas Heiss, Borut Toškan und Silvia Wiesinger, *Untersuchungen im Bereich der sog. Ringburg der Burgruine Eppenstein bei Judenburg (Murtal, Steiermark, Österreich).* In: M. Črešnar, S. Kiszter, M. Mele, K. Peitler und A. Vintar (Red.), *Plants. Animals. People. Lively archaeological landscapes of Styria and NE Slovenia. Pflanzen. Tiere. Menschen. Lebendige archäologische Landschaften der Steiermark und NO Slowenien. Rastline. Živali. Ljudje. Žive arheološke krajine avstrijske Štajerske in SV Slovenije*, Schild von Steier. Beiheft 10, Graz-Ljubljana 2019, 137–140.
Jasmine Wagner und Monika Küttner, *Baugeschichte aus archäologischer Sicht*. In: W. Brunner, *Mariahof. Geschichte des Lebens und Leidens der Menschen einer Kleinregion von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Mariahof 2004, 556–564.

Abbildungsnachweis

Abb. 42: Grundlage: Reichhalter, Reithofer und Wagner; Bearbeitung: Katrin Schwarzkogler.
Abb. 43–45: Katrin Schwarzkogler.
Abb. 46: Astrid Steinegger und FIALE.
Abb. 47: Astrid Steinegger und Sandra Pichler.
Abb. 48, 49: Johanna Kraschitzer.

Autorinnen

Katrin Schwarzkogler, MA
Bundesdenkmalamt
Abteilung für Archäologie
Hofburg, Säulenstiege
1010 Wien

Mag.ª Dr.in Astrid Steinegger
Bundesdenkmalamt
Abteilung für Archäologie
Alter Platz 30
9020 Klagenfurt am Wörthersee